Der

Auswähler,

oder

Kern aus den besten moralischen

Wochenschriften

neuerer Zeiten.

Liber Oberach. Cath: Canzind:

Bayerische Staatsbibliothek München

Berlin,
bey Arnold Weber.
1764.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Innhalt
der im Auswähler enthaltenen Aufsätze.

Erstes Stükk. Seite 3.

Von den abergläubischen Thorheiten der Menschen, und den eingebildeten Bekümmernissen und überflüßigen Sorgen, welchen sie dieselben unterwerfen.

Zweytes Stükk. 9.

Von den Vorzügen und Erhaltungsmitteln einer wahren Freundschaft. Ein

Auszug aus dem Buche Jesus Syrach.

Drittes Stükk. S. 15.

In wie weit man sich aus der Gesichtsbildung, und den Zügen eines Menschen, eine Abschilderung von der Gemüthsart, oder dem Stande desselben, zu machen habe.

Viertes Stükk. 21.

Von der Fortdauer der Leidenschaften bey einer Seele, auch in ihrem von dem Leibe abgesonderten Zustande.

Fünftes Stükk. 27.

Von nützlichen Zeitvertreiben des Lebens; nebst der Anzeige eines Mittels, wie wir unser Leben verlängern, und zu gleicher Zeit alle Augenblikke desselben zu unserm Vortheil anwenden können.

Sechstes Stükk. 39.

Von der ausschweifenden Art der Schmeichelreden und Complimente, und den verschiedenen unnatürlichen Arten, sei-

ne Freundschaft und Dienstbegierde zu erklären; ein Auszug aus des Erzbischof Tillotsons Schriften.

Siebentes Stükk. S. 45.

Von der Unvernunft derer, welche die Gesellschaft beständig mit Erzehlungen ihrer Sorgen, Unglükksfälle, Krankheiten, Unpäßlichkeiten, und Verdrüßlichkeiten, stören, die sie nothwendig entweder zu einem ernstlichen oder verstellten Mitleiden bringen müssen. Anzeige der Mittel, sich bey einer beständig ruhigen und vergnügten Gemüthsart zu erhalten.

Achtes Stükk. 52.

Von der Ungereimtheit des Wunsches, wenn man sich jünger zu seyn wünschet, als man ist.

Neuntes Stükk. 58.

Von der Gutherzigkeit, in so weit selbige eine Würkung der Leibesbeschaffenheit ist.

Zehntes Stükk. 63.

Von der Gutherzigkeit, als eine sittliche Tugend betrachtet.

Eilftes Stükk. S. 70.

Von dem löblichen und vernünftigen sowohl, als falschen und tadelhaften Eyfer in der Religion.

Zwölftes Stükk. 76.

Von dem Einflusse des Glaubens in die guten Sitten.

Dreyzehntes Stükk. 82.

Von der tadelhaften Ehrsucht, und erlaubten Ehrbegierde.

Vierzehntes Stükk. 87.

Von würdiger Aeltern würdigen Kindern.

Funfzehntes Stükk. 94.

Von den beyden grossen Irrthümern, worin uns eine übel verstandene Gottesfurcht stürtzen kann; der Schwärmerey, und dem Aberglauben.

Sechszehntes Stükk. 98.

Was die vernünftigste Heyden für Begriffe von der Gottesfurcht gehabt haben. Ein Auszug aus Platons Gespräch vom Gebeth,

Gebeth, der andere Alcibiades genannt.

Siebenzehntes Stükk. S. 105.

Es ist eine von den beßten Quellen großmüthiger und edler Thaten, wenn man von sich selbst großmüthige und edle Gedanken hat.

Achtzehntes Stükk. 111.

Von der grossen Kunst des Christenthums, seine Handlungen nach den besten Vorschriften anzustellen.

Neunzehntes Stükk. 117.

Von der glükklichen Anwendung der der menschlichen Seele eingepflanzten Ehrbegierde.

Zwanzigstes Stükk. 123.

Fortsezzung der im vorigen Stükke angefangenen Materie.

Ein und zwanzigstes Stükk. 131

Von der Klugheit, als der nützlichsten Gemüthsgabe, die ein Mensch besitzen kann,

und worin selbige von der Verschlagenheit oder Arglistigkeit unterschieden sey.

Zwey und zwanzigstes Stükk. S. 137.
Von der Schätzbarkeit derjenigen Gemüthsart, welche man die Menschlichkeit nennt. Uebersetzung eines Briefes aus dem Plinius, worin er einen Freund auf die artigste Manier an jemanden empfiehlt.

Drey und zwanzigstes Stükk. 140.
Von der Furcht, welche diejenige befällt, die genöthiget sind, ihre Geschikklichkeit vor öffentlichen Versammlungen sehen zu lassen; oder, von einer gehörigen und vernünftigen Schamhaftigkeit, und von einigen Arten einer tadelhaften Schamhaftigkeit.

Vier und zwanzigstes Stükk. 146.
Von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tugend, und von einigen besondern vorzüglich liebenswürdigen Arten derselben.

Fünf und zwanzigstes Stükk. 151.
Von dem edlen Bestreben, seine Vorzüge zum Besten des menschlichen Geschlechtes anzuwenden.

Sechs

Sechs und zwanzigstes Stükk. S. 156.
Von einer gewissen Leichtsinnigkeit der Gedanken, die viele Frauenspersonen von Stande, zum Schaden ihres Charakters, und einem gewissen Unglükke ihres Lebens bey sich selbst ernähren. Antwortsschreiben, darin die Gemüthsbeschaffenheit des entgegen gesetzten Charakters vorstellig gemachet wird.

Sieben und zwanzigstes Stükk. 161.
Von den Ursachen, warum wohl die Vorsehung die Ehrliebe unsern Gemüthern, als einen Bewegungsgrund unserer Handlungen eingepflanzt haben mag.

Acht und zwanzigstes Stükk. 167.
Daß der Ruhm eine Sache sey, die schwer zu erhalten, und sehr leicht zu verlieren, und, daß selbiger den ehrgeitzigen Leuten nur eine geringe Glükkseeligkeit verschaffe, hergegen dieselben vielen Verdrüßlichkeiten und Bekümmernissen aussetze.

Neun und zwanzigstes Stükk. 167.
Daß uns der Ehrgeitz abhalte, denjenigen Endzwekk zu erreichen, den wir geschikt

wären

wären zu erlangen, und welcher mit einer vollkommenen Befriedigung verknüpft seyn würde.

Dreyßigstes Stükk. S. 183.
Von einigen Thorheiten des Alters. Schreiben eines betrübten Liebhabers an seine Geliebte.

Ein und dreyßigstes Stükk. 188.
Vorschläge zu einer glükklichen Heyrath.

Der Auswähler.
Erstes Stükk.

Als ich gestern zu einem von meinen alten Bekanten gieng, mit ihm zu Mittage zu speisen: so hatte ich das Unglükk, daß ich seine ganze Familie sehr niedergeschlagen antraf. Ich fragte nach der Ursache desselben, und er erzählete mir, daß seine Frau in der vorigen Nacht einen wunderlichen Traum gehabt hätte, welcher, wie sie befürchteten, ihnen oder ihren Kindern ein Unglükk bedeuten würde. Als sie in die Stube kam, wurde ich einer tiefen Schwermuth in ihrem Gesichte gewahr, welche mich würde beunruhiget haben, wenn ich nicht gehört hätte, wovon sie herrührte. Wir hatten uns nicht so bald niedergesetzet, als sie sich zu ihrem Manne kehrte, und zu ihm sagte, nachdem sie mich ein wenig angesehen hatte: Mein Schatz, da seht ihr nun den Fremden, der gestern Abends in dem Licht war. Kurz darauf, als sie von Haussachen zu reden anfieng, erzählte ihr ein kleiner Knabe unten am Tische, daß er den Donnerstag anfangen

wollte zusammen zu schreiben. Den Donnerstag? sagte sie: nein, mein Sohn, du sollst, wenn Gott will, auf den unschuldigen Kindertag nicht anfangen; sage deinem Schreibmeister, es werde den Freytag noch Zeit genug seyn. Ich hatte meine Gedanken über ihre nårrische Grillen, und wunderte mich, daß es jemand als eine Regel fest setzen wollte, in jeder Woche einen Tag zu verliehren. Mitten in diesen meinen Betrachtungen begehrte sie von mir, ich möchte ihr doch ein wenig Salz auf meiner Messerspitze reichen. Ich that es mit solchem Zittern und übereiltem Gehorsam, daß ich es unterweges fallen ließ. Hierüber erschrack sie sogleich, und sagte, es fiele gegen sie zu. Ich wurde ganz blaß darüber; und da ich die Bestürzung des ganzen Tisches gewahr ward, so sahe ich mich selbst mit einiger Verwirrung als eine Person an, die ein Unglükk in die Familie gebracht hätte. Jedoch, nachdem sich die Frau nach einer kurzen Zeit wieder erholet hatte, so sagte sie mit einem Seufzer zu ihrem Mann: Mein Schatz, kein Unglükk kömt allein. Ich fand, daß mein Freund eine schlechte Person an seinem Tische vorstellte; und weil er mehr Gutherzigkeit als Verstand besaß, so hielt er sich verbunden, alle Leidenschaften und Grillen seiner Gehülfin anzunehmen. Erinnert ihr euch nicht, Kind, sagte sie, daß der Taubenschlag gleich den Nachmittag einfiel, als unser unachtsames Mensch das Salz auf dem Tische verschüttete? Freylich, sagte er, mein Schatz, und die nächste Post brachte uns eine Nachricht von der Schlacht bey Collin mit. Der Leser kan leicht errathen, was ich für eine Figur machte, nachdem ich

alle das Unheil angerichtet hatte. Ich schlukkte mein Essen, mit meiner gewöhnlichen Verschwiegenheit, so geschwinde hinein, als ich konnte; als die Frau, zu meiner äussersten Verwirrung, sahe, daß ich mein Messer und meine Gabel auf meinem Teller kreuzweis über einander legte, und daher von mir verlangte, ich möchte ihr doch den Gefallen erweisen, und sie nicht in der Figur liegen lassen, sondern gerade neben einander legen. Ich wußte zwar nicht, was für eine Ungereimtheit ich begangen hatte: doch vermuthete ich, daß es ein alter hergebrachter Aberglaube seyn würde. Dahero legte ich, aus Gehorsam gegen die Frau im Hause, Messer und Gabel in zwo Parallellinien. Ich werde sie auch inskünftige allezeit in diese Gestalt legen, ob ich gleich keine Ursache davon weis.

Es ist leicht zu erkennen, wenn jemand einen Widerwillen gegen uns gefaßt hat. Ich meines theils merkte aus den Blikken der Frau gar bald, daß sie mich für einen sehr schlimmen Menschen ansah, der in einem unglükklichen Gestirne gebohren wäre. Dieser Ursachen wegen nahm ich gleich nach der Mahlzeit meinen Abschied, und begab mich zurück in meine Wohnung. Als ich nach Hause gekommen war, so fiel ich in eine tiefsinnige Betrachtung über das Uebel, welches diese abergläubische Thorheiten der Menschen begleitet, und wie sie uns vielen eingebildeten Bekümmernissen und überflüßigen Sorgen unterwerfen, die uns eigentlich nicht zu Theile geworden sind. Wir verkehren die gleichgültigsten Umstände in Unglükk, und erdulden eben so viel von nichtswürdigen Zufällen, als von wirklichen Uebeln,

 gleich

gleich als wenn die natürlichen Trübsale des Lebens nicht hinlänglich genug wären. Ich habe wahrgenommen, daß ein so genannter fallender Stern einigen die Ruhe der Nacht entführet; und habe gesehen, daß ein Verliebter über das Zerreissen eines Brustbeins vom Geflügel, blaß geworden, und seinen Appetit verlohren. Eine Eule, in der Mitternachtstunde, hat ein Haus mehr in Schrekken gesetzt, als eine Bande Räuber; ja die Stimme einer Heime hat ihm mehr Furcht eingejagt, als das Brüllen eines Löwen. Nichts ist so unansehnlich, das nicht einer Einbildungskraft, die mit Vorbedeutungen und Vorhersagungen angefüllet ist, fürchterlich vorkommen könnte. Ein rostiger Nagel oder eine krumme Nadel werden zu Wunderzeichen.

Ich erinnere mich, daß ich mich einst in einer Gesellschaft von Manns- und Frauenspersonen befand, die lustig und guter Dinge waren, als zu allem Unglükk eine alte Frau auf einmal beobachtete, daß unser dreyzehn in der Gesellschaft wären. Diese Beobachtung erregte bey allen die gegenwärtig waren, ein plözliches Schrekken, so daß ein oder zwey Frauenzimmer die Stube verlassen wollten. Einer von meinen Freunden aber, welcher wußte, daß eine von unsern Gesellschafterinnen schwanger gieng, behauptete, es wären vierzehn in dem Zimmer, und an statt, daß es bedeuten sollte, daß einer sterben würde, so sagte es klärlich vorher, daß einer würde gebohren werden. Hätte mein Freund nicht noch dieses Mittel ausgefunden, die Vorbedeutung zu zernichten, so zweifle ich nicht, daß nicht die Hälfte von

den

den Frauenspersonen aus der Gesellschaft die Nacht darauf würde krank geworden seyn.

Ein altes Weib, das mit Dünsten beschweret ist, bringet unzählige dergleichen Unordnungen unter ihren Freunden und Nachbarn hervor. Ich kenne eine Verwandtin von einer grossen Familie, welche eine von diesen veralteten Sybillen ist, die vom Anfang des Jahres bis zum Ende vorhersagen und prophezeyen. Sie siehet beständig Erscheinungen, und hört Todtenuhren; und wurde eines Tages fast bis auf den Tod erschrekt, als der grosse Haushund im Stall eben zu der Zeit heulete, da sie heftige Zahnschmerzen hatte. Eine solche ausschweifende Gemüthsbeschaffenheit treibet viele Menschen nicht allein zu einem ungereimten Schrekken, sondern auch zu überflüßigen Lebenspflichten, und entspringt von der Furcht und der Unwissenheit, welche der menschlichen Seele natürlich sind. Der Abscheu, mit welchem wir die Gedanken vom Tode, oder von einem künftigen Uebel aufnehmen, und die Ungewißheit seiner Annäherung erfüllt ein melankolisches Gemüth mit unzähligen Vermuthungen und Einbildungen, und bewegt es folglich zur Beobachtung solcher grundlosen Wunderzeichen und Vorhersagungen. Denn wie es die Hauptsorge eines weisen Mannes ist, die Beschwerlichkeiten des Lebens durch die Vernunftschlüsse der Weltweisheit zu vermindern: so ist es die Beschäftigung der Thoren, sie durch abergläubische Meynungen zu vermehren.

Ich meines Theils würde sehr beunruhigt seyn, wenn ich mit dieser Eigenschaft zu wahrsagen begabt wäre, ob sie mir gleich von einer jeden Sache, die

mich betreffen könnte, Nachricht geben würde. Ich mag weder das Vergnügen über einige Glükkseligkeit vorher schmekken, noch die Schwere eines Unglükks eher fühlen, als es würklich da ist.

Ich weiß nur Ein Mittel, meine Seele wider diese dunkeln Vorbedeutungen und wider das Schrekken des Gemüths zu stärken. Dieses ist, daß ich mich der Freundschaft und des Schutzes desjenigen Wesens versichere, welches alle Begebenheiten ordnet, und das Zukünftige regieret. Es übersieht auf einmal den ganzen Lauf meines Lebens: nicht allein den Theil, welchen ich bereits zurükk gelegt habe; sondern auch den, welcher vorwärts in die Tiefen der Ewigkeit hineingeht. Wenn ich mich schlafen lege, so empfehle ich mich seiner Sorgfalt: und wenn ich erwache, so übergebe ich mich seiner Führung. Mitten unter allem Unglükk, welches mir drohet, will ich auf seine Hülfe sehen, und nicht zweifeln, daß er solches entweder abwenden, oder zu meinem Beßten kehren werde. Ob ich gleich weder die Zeit noch die Art des Todes weis, welchen ich sterben werde: so bekümmere ich mich auch darum ganz und gar nicht; weil ich gewiß bin, daß er beydes weis, und daß er nicht unterlassen wird, mich darinn zu trösten und zu stützen.

Der Auswähler.
Zweytes Stükk.

Man sollte denken, daß, je zahlreicher eine Gesellschaft ist, in der wir uns befinden, desto grösser müßte die Verschiedenheit der Gedanken, und folglich die Materie zur Unterredung seyn: allein man findet im Gegentheil, daß die Unterredungen niemals eingeschränkter und seltener sind, als in grossen Zusammenkünften. Wenn eine Menge von Leuten von irgend einer Sache zu reden anfängt, so endet sich der Streit bald mit allgemeinen Complimenten und Sätzen. Ja, kömmt man in eine eingeschränktere Gesellschaft von Mannspersonen und Frauenzimmer, so gehen die Gespräche mehrentheils auf das schöne Wetter, auf die Moden, auf Neuigkeiten, und dergleichen allgemeine Materien. So wie das Gespräche in geschlossenen Zusammenkünften und freundschaftlichen Kränzchen wächst, so kömmt es auch in abgesonderte Versammlungen, und wird desto freyer und allgemeiner. Die offenherzigsten, lehrreichsten und unverstelltesten Gespräche aber sind diejenigen, welche unter zween bekannten und vertrauten Freunden entstehen. Bey dieser Gelegenheit läßt man einer jeden Leidenschaft und jedem ausschweifendem Gedanken den Zügel schiessen, man entdekkt seine verborgensten Gedanken von Leuten und Dingen, man versucht die Schönheit und Kraft seiner Empfindungen, und stellt seine ganze Seele der Untersuchung seines Freundes dar.

Cicero hat zuerst bemerkt, daß die Freundschaft die Glückseligkeit vermehre, und das Elend lindere, indem sie unsre Freude verdoppelt, und unsern Schmerzen theilet. Diesen Einfall haben alle diejenigen beybehalten, welche seit der Zeit einen Versuch von der Freundschaft haben entwerfen wollen. Franz Baco hat noch andere Vortheile, oder, wie er es nennt, Früchte der Freundschaft beschrieben. Und in der That ist kein Theil der Sittenlehre besser abgehandelt und mehr erschöpft worden als dieser. Unter vielen schönen Sachen, die davon gesagt worden, will ich einige, doch mit Erlaubniß meiner Leser, aus einem sehr alten Schriftsteller anführen, dessen Buch, wenn es nur unter dem Namen des Confucius oder irgend eines griechischen Weltweisen herausgekommen wäre, von unsern neuen sinnreichen Köpfen für eine der schönsten Abhandlungen in der Moral würde angesehen werden. Ich meyne den kleinen apokryphischen Traktat, genannt: Das Buch Jesus Syrach. Wie schön hat er nicht die Kunst beschrieben, wie man sich durch eine verbindliche und leutselige Aufführung Freunde erwerben soll? Er hat die Regel gegeben, die ein neuer Schriftsteller für seine eigene Erfindung ausgiebt: wir würden zwar viel Gönner, aber wenig gute Freunde antreffen. „Wer alles zum Beßten ausleget, der machet ihm „viel Freunde, und wer das Beßte zur Sache redet, „von dem redet man wiederum das Beßte. Halts „mit jedermann freundlich, vertraue aber unter tau„send kaum einem.“ Mit was für einer Vorsichtigkeit warnet er uns nicht in der Wahl unsrer Freunde behutsam zu seyn? und mit was für natürlichen

lichen (ich möchte fast sagen lustigen) Zügen hat er uns nicht einen betrügerischen und eigennützigen Freund abgeschildert? „Vertraue keinem Freunde, „du habest ihn denn erkannt in der Noth: Denn „es sind viel Freunde, weil sie es geniessen können, „aber in der Noth halten sie nicht. Und ist mancher „Freund, der wird bald Feind, und wüßte er einen „Mord auf dich, er sagts nach. Es sind auch etliche „Tischfreunde, und halten nicht in der Noth. Weil „dirs wohl gehet, so ist er dein Geselle, und lebet „in deinem Hause, als wäre er Hausherr, geht dirs „aber übel, so stehet er wider dich, und läßt sich nir„gends finden.“ Was kann schärfer und stärker seyn, als die folgenden Zeilen: „Thue dich von dei„nen Feinden, und hüte dich gleichwol auch für „Freunden.“ In den folgenden Worten beschreibt und erzehlt er einen von denen Vortheilen, die die zween obbenannten Schriftsteller beschrieben haben, und verfällt auf ein allgemeines Lob der Freundschaft, welches sehr richtig und erhaben ist: „Ein treuer „Freund ist ein starker Schutz, wer Gott fürchtet, „der kriegt solchen Freund. Ein treuer Freund ist „mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen. Ein treuer „Freund ist ein Trost des Lebens, wer Gott fürch„tet, der kriegt solchen Freund. Denn wer Gott „fürchtet, dem wirds gelingen mit Freunden, und „wie er ist, also wird sein Freund auch seyn.“ Ich erinnere mich nicht, jemals einen Ausdrukk gefunden zu haben, der mir mehr gefallen hätte als dieser, daß ein Freund ein Trost des Lebens ist, welches das Vermögen der Freundschaft ausdrükket, die Schmerzen und den Kummer zu lindern, die sich gemeiniglich

mit unserm Leben in dieser Welt verbinden. So wie mir auch der Spruch in dem letzten Verse sehr wohl gefällt, daß ein tugendhafter Mann so glükklich seyn sollte, einen Freund zu finden, der so tugendhaft wäre als er selbst. Es ist noch eine andere Stelle bey eben diesem Schriftsteller, die man bey einem Heiden sehr bewundert haben würde: „Uebergieb einen alten Freund nicht: denn du weißst nicht, „ob du so viel am neuen kriegest. Ein neuer Freund „ist ein neuer Wein, laß ihn alt werden, so wird er „dir wohl schmekken.“ Wie stark ist nicht das Gleichniß und der Gedanke, womit er die Aufhebung und die Trennung der Freundschaft beschreibt? „Wer unter die Vögel wirft, der verscheucht sie, „und wer seinen Freund schmähet, der zertrennet die „Freundschaft. Wenn du gleich ein Schwerdt zük„kest über deinen Freund, so machest du es nicht so „böse, als mit Schmähen. Denn ihr könnt wol „wieder Freunde werden, wenn du ihn nicht meidest, „und redest mit ihm. Denn man kan alles versöh„nen, ausgenommen die Schmach, Verachtung, „Offenbahrung der Heimlichkeit und böse Tükke: „solche Stükke verjagen den Freund.“ Aus diesen und vielen andern Lehren dieses Sittenlehrers mögen wir gewisse kleine Erläuterungen und gewöhnliche Exempel bemerken, welche man an den moralischen Werken des Horaz und Epiktets so sehr bewundert. In der folgenden Stelle, die von eben der Materie handelt, sind viele schöne Exempel von dieser Art: „Wer Heimlichkeit offenbahret, der verliehrt den „Glauben, und wird nimmermehr einen treuen „Freund kriegen. Halte deinen Freund werth, und

„halte

„halte ihm Glauben; wo du aber seine Heimlichkeit „offenbarst, so wirst du ihn nicht wieder kriegen. „Wer seinen Freund verliehrt, dem geschieht wol so „übel, als dem sein Feind entgeht. Gleich als wenn „du einen Vogel aus der Hand lässest, also ists, „wenn du deinen Freund verlässest. Du fähest ihn „nicht wieder, er ist zu fern weg, er ist entsprungen „wie ein Reh aus dem Netze. Wunden kan man „verbinden, Scheltworte kan man versöhnen; aber „wer Heimlichkeit offenbahret, mit dem ists aus.“

Unter den verschiedenen Tugenden eines Freundes hat dieser weise Mann mit Recht die Beständigkeit und Treue, als die vornehmsten, allen andern vorgezogen: Andere haben ihnen noch die Tugend, die Wissenschaften, die Verschwiegenheit, die Gleichheit im Alter und Glükke, und ein gefälliges Gemüthe beygesetzt. Wenn ich von einer bereits so sehr erschöpften Materie meine Meynung sagen sollte, so würde ich zu den oberwähnten Eigenschaften noch eine gewisse Gleichförmigkeit in der Aufführung hinzu thun. Oftmals geht ein Mensch mit einem andern eine Freundschaft ein, den er nicht eher, als nach einem jährigen Umgang kennen lernet; da denn aus ihm ein hitziges, böses, heimtükkisches Gemüthe hervorleuchtet, welches er an ihm, ehe er die Vertraulichkeit anfieng, niemals gewahr geworden, oder gemuthmasset hätte. Es giebt viele Leute, die in gewissen Zeiten ihres Lebens ungemein angenehm, in andern aber abscheulich und hassenswürdig sind. Es ist ein Unglück für einen Menschen, wenn er mit einem andern in Freundschaft geräth, der durch eine

so veränderliche Gemüthsart zuweilen angenehm, zuweilen verdrießlich ist; und so wie die meisten Leute zuweilen in einer sehr schönen Gemüthsverfassung stehen: so wäre es wol eines der wichtigsten und größten Stücke der Weisheit, uns selbst wohl in Acht zu nehmen, wenn wir so beschaffen sind, und eine so angenehme Seite unsers Charakters niemals wieder fahren zu lassen.

Der

Der Auswähler.
Drittes Stükk.

Es giebt gewisse Künste darin gewisser massen alle Menschen Meister sind, ohne daß sie die Mühe gehabt haben, dieselben zu lernen. Ein jeder, der da spricht oder nachdenket, der übet die Sprachkunst und die Vernunftlehre aus; ob er gleich mit den Regeln der Grammatik oder Logik, wie sie in Büchern vorgetragen werden, gar nicht bekant ist. Eben so ist ein jeder auf gewisse Weise ein Meister in der Kunst, die gemeiniglich durch den Namen der Physiognomie bezeichnet wird; und pflegt sich natürlicher Weise aus der Gesichtsbildung und den Zügen eines Fremden eine Abschilderung von der Gemüthsart oder dem Stande desselben zu machen. Kaum werden wir jemanden, den wir vorhin niemals gesehen haben, vorgestellet, so sind wir schon unmittelbar von dem Bilde eines stolzen, eines tükkischen, eines leutseligen und gutherzigen Menschen eingenommen. Und wenn wir zuerst in eine Gesellschaft fremder Leute gehen, so entsteht ganz natürlich in uns Zuneigung oder Abscheu, Hochachtung oder Geringschätzung gegen verschiedene Personen, ehe wir sie noch ein einzig Wort haben sprechen hören, oder gar noch wissen, wer sie sind.

Eine jede Gemüthsbewegung giebt der Gestalt des Menschen einen besondern Schwung, und entdekkt

dekkt sich selbst in diesem oder jenem Gesichtszuge. Ich habe einmal gesehen, daß ein Auge eine halbe Stunde lang geflucht, und daß gewisse Augenbraunen jemanden einen Schurken geheissen. Nichts ist bey Verliebten gemeiner, als durch ein stummes Antlitz zu klagen, Rache zu üben, zu schmachten, zu verzweifeln, und zu sterben. Mich anlangend, so bin ichs so gewohnt, mir von eines jeden Menschen Gemüthsart und Umständen aus seinem Anblikk einen Begriff zu machen; daß ich oft vom Mühlendamm bis nach dem Thiergarten heraus gegangen bin, und nichts anders gethan habe, als daß ich mir von allen Leuten, die mir begegnet sind, eine Abbildung gemacht habe. Sehe ich einen Menschen mit einem sauren verdrießlichen Gesichte; so kan ich mich nicht enthalten seine Frau zu bedauren. Sehe ich hingegen ein offenes, ehrliches Angesicht; so denke ich an die Glückseligkeit seiner Freunde, seines Hauses und seiner Anverwandten.

Ich kann mich nicht auf den Urheber eines bekannten Sprüchworts besinnen, der zu einem Fremden, welcher in seiner Gesellschaft ganz stille war, sagte: Rede, daß ich dich sehen möge. Aber mit seiner Erlaubniß behaupte ich, daß wir besser durch unser Gesicht als durch unsre Worte erkannt werden können; und daß ein Mensch eher seine Reden als seine Gestalt verstellen könne. Nichts destoweniger glaube ich, daß die Bildung des ganzen Gesichts viel mehr bedeutet, als die einzelnen Züge desselben anzeigen: und der Grund davon ist dieser, daß der Anblikk nichts anders ist als die sichtbar gewordene innere Beschaffenheit des Gemüths.

Dieje-

Diejenigen, welche die Physiognomie in Regeln gebracht und eine Kunst daraus gemacht haben, dadurch man die Neigungen der Menschen nach ihren Gesichtern beurtheilen soll, haben mehr auf die Züge als auf die ganze Gestalt gesehen. Ich habe einen sinnreichen Schriftsteller darüber nachgelesen, der seine Betrachtungen auf diesen Grund bauet, daß, nachdem ein Mensch in seinem Gesichte einige entfernte Aehnlichkeit mit einem Ochsen, Schafe, Löwen, Schweine oder andern Geschöpfe hat; so habe er auch dieselbe Aehnlichkeit in der Gemüthsart mit demselben Thiere, und sey zu eben den Leidenschaften geneigt, die in dem Geschöpfe herrschen, dem er ähnlich sieht. Diesem zufolge giebt er Risse von allerley Gesichtern von verschiedenen Formen, und entdekket durch einen kleinen Zusatz der Aehnlichkeit allerhand Gestalten thierischer Gesichter in den menschlichen Gesichtszügen. Ich erinnere mich, daß in dem Leben des berühmten Prinzen von Conde der Verfasser angemerket, das Antlitz dieses Printzen habe einem Adler ähnlich gesehen, und daß der Printz sehr wohl damit zufrieden gewesen, wenn man dies gesagt. Wir können also in diesem Fall versichert seyn, daß er einen gewissen verborgenen Begriff von dieser Kunst der Physiognomie im Kopf gehabt, davon ich itzo gedacht habe; und daß er, wenn seine Bedienten und Verehrer ihm gesagt, sein Antlitz sehe einem Adler ähnlich, es eben so verstanden, als ob sie ihm gesagt hätten: Es wäre in seinem Gesichte etwas, welches wiese, daß er tapfer, geschäftig, durchdringend, und von königlicher Herkunft sey. Ob nun die verschiedenen Bewegungen der Lebensgeister in

in allerhand Leidenschaften einige Wirkungen auf die Gestalt des Gesichts haben mögen, wenn die Züge desselben noch zart und biegsam sind, das will ich der Untersuchung der Liebhaber überlassen.

Mittlerweile halte ich dafür, nichts könne einem Menschen rühmlicher seyn, als wenn er sein Gesichte Lügen straft, und ein ehrbarer, gerechter, gutherziger Mann ist, allen diesen Kennzeichen zu Troß, welche ihm die Natur von dem Widerspiel mit gegeben zu haben scheint. Dieses geschieher öfters bey denen, die, an statt durch ihren eigenen Anblikk erzürnt, oder über die Gestalt anderer Leute neidisch zu werden, sich ganz auf die Verbesserung ihres Gemüths legen, und sich solche Schönheiten erwerben, die dauerhafter sind, und noch weit besser zieren. Ich habe manches freundliche Meisterstükk der Garstigkeit gesehen, und bemerket, daß in der allerseltsamsten Verbindung der Gesichtszüge, die jemals zusammengekommen, doch etwas liebreiches gewohnet, welches mir weit lieblicher vorgekommen, als alle die blühenden Reizungen einer trozigen Schönheit. Und die Tugend ist eines zwiefachen Lobes werth, wenn sie in einem Leibe wohnet, der da scheint zur Herberge des Lasters zubereitet zu seyn: da es denn in vielen solchen Fällen scheint, daß Leib und Seele nicht zusammen gehören.

Sokrates war ein recht sonderbar Exempel von dieser Art. Es begab sich, daß zu seiner Zeit ein grosser Physiognomist nach Athen kam, welcher schon recht wunderliche Entdeckungen von den Gemüthsarten

arten und Neigungen der Leute aus dem äusserlichen Anblikk derselben gemacht hatte. Des Sokrates Schüler brachten diesen Künstler zu ihrem Meister, um seine Kunst auf die Probe zu stellen. Er hatte denselben vorher niemals gesehen, und wußte nicht einmal, daß er damals mit ihm in Gesellschaft wäre. Nach einer kurzen Untersuchung seines Gesichts, that der Physiognomist den Ausspruch, er wäre der liederlichste, wollüstigste Trunkenbold, den er sein Lebenlang gesehen hätte. Hierauf erhoben seine Schüler ein recht lautes Gelächter, indem sie glaubten, daß sie die Falschheit seiner Kunst sattsam entdeckt hätten. Sokrates aber sagte ihnen, die Grundsätze seiner Kunst möchten wol ganz richtig seyn, seines itzigen Versehens ungeachtet. Denn von Natur wäre er zu diesen besondern Lastern, die der Physiognomist an seiner Gestalt entdekket hätte, geneigt gewesen: er hätte aber die bösen Neigungen, womit er gebohren worden, durch die Lehren der Weltweisheit überwältiget.

Ein alter Scribent erzählt uns auch in der That, daß Sokrates von Gesicht dem Silenus sehr ähnlich gewesen; und dieses bestätiget sich durch die Bildsäulen die von beyden noch vorhanden sind, so wol als durch verschiedene alte Siegel und kostbar eingegrabene Steine in den Cabinetten der Liebhaber. Ob nun wol zuweilen solche Anmerkungen Stich halten, so ist doch ein weiser Mann behutsam, in wie weit er dem äusserlichen Ansehen eines Menschen trauet. Es wäre eine unverantwortliche Ungerechtigkeit, die wir einander anthäten, wenn wir uns

durch die Bildung und Gesichtszüge derer, die wir nicht kennen, in Vorurtheile stürzen liessen. Wie oft fassen wir nicht einen Haß gegen einen treflichen Mann, oder bilden uns aus dem blossen Anblikk ein, ein Mensch sey stolz, und boshaft, den wir doch nicht hoch genug zu schätzen wissen, wenn wir mit seiner würklichen Gemüthsart bekannt werden.

Der

Der Auswähler.
Viertes Stükk.

Meiner Meynung nach ist keine Betrachtung kräftiger die unordentlichen Begierden in der Seele eines Menschen zu vertilgen, als die Vorstellung des Plato und seiner Anhänger von dieser Sache. Sie melden uns, daß alle diejenigen Leidenschaften, welche die Seele währender Zeit ihres Aufenthalts in dem Körper an sich genommen hat, auch in ihrem von dem Leibe abgesonderten Zustande bey ihr verbleiben; und daß die Seele in dem Körper und ausser dem Körper nicht weiter von einander unterschieden ist, als ein Mensch von sich selbst, wenn er zu Hause oder auf dem freyen Felde ist. Wenn daher besonders die unflätigen Leidenschaften in der Seele einmal Wurzel geschlagen, und sich ausgebreitet haben, so hängen sie ihr unzertrennlich an, und bleiben beständig bey ihr, wenn der Leib gleich abgelegt und bey Seite geworfen ist. Zur Bekräftigung dieser ihrer Lehre merken sie als einen Beweis an, daß ein unzüchtiger Jüngling, welcher beständig hinter einander in Wollüsten gelebt, nach und nach zu einem geilen Greise wird; und daß die Leidenschaft in der Seele noch lebt, wenn sie gleich in dem Leibe gänzlich erstorben ist; ja daß die Begierde weit heftiger wird, und wie alle andere Gewohnheiten mehr Stärke von dem Alter bekommt, da sie zu gleicher Zeit nicht die Gewalt hat ihr Vorhaben auszuführen. Wenn die Seele, sagen sie, diesen Leidenschaften zu

einer Zeit am meisten unterworfen ist, da sie die wenigste Anreizung von dem Körper dazu hat: so mögen wir wol glauben, daß sie solche behalten werde, wenn sie gänzlich von dem Körper entlediget ist. Das ganze Wesen der Seele ist eytrigt davon geworden, der Krebs hat so weit um sich gefressen, daß er nicht mehr kan geheilet werden, die Entzündung wird in alle Ewigkeit fortwüten.

Hierin, sagen daher die Platoniker, besteht die Strafe eines Wollüstigen nach dem Tode. Er wird mit Begierden gequälet, denen er ohnmöglich ein Genügen leisten kan; er wird von einer Leidenschaft getrieben, welche weder Gegenstände noch Gliedmassen hat, die für sie bequem sind. Er lebet in einem Zustande einer unüberwindlichen Begierde und eines stetigen Unvermögens; und brennt allezeit vor Verlangen dasjenige zu erreichen, an dessen Erlangung er doch allezeit verzweifelt. Daher kömmts, sagt Plato, daß die Seelen der Verstorbenen oftmals auf den Kirchhöfen erscheinen, und um die Oerter herum schwärmen, wo ihre Leiber begraben sind; weil sie sich unaufhörlich nach ihren alten viehischen Lüsten sehnen, und wiederum verlangen, in den Körper zu kommen, der ihnen eine Bequemlichkeit gab, solche zu erfüllen. Einige von unsern größten Gottesgelehrten haben sich dieses platonischen Gedankens, in so weit, als er die Dauer unserer Leidenschaften nach dem Tode betrift, mit sehr schönen und nachdrücklichen Vernunftschlüssen bedienet. Plato treibt in der That seinen Gedanken zu weit, wenn er seine Meynung von Erscheinung der Geister an den Begräbnißplätzen darauf stützet. Ich muß aber gestehen,

hen, wenn man glaubte, daß die abgeschiedenen Seelen der Männer und Weiber in diesen niedrigen Gegenden der Luft herum wanderten, und sich mit dem Anschauen ihres Gleichen unterhielten: so könte man keine eigentlichere Hölle für einen unreinen Geist erdenken, als dasjenige, was Plato davon berühret hat.

Es scheint, die Alten haben uns einen solchen Zustand der Marter in der Beschreibung des Tantalus entwerfen wollen, welcher mit der Heftigkeit eines ewigen Dursts gestraft wurde, und bis an das Kinn im Wasser stand, welches von seinen Lippen wegfloß, so bald er versuchte, davon zu trinken. —

Damit ich die Ernsthaftigkeit dieser meiner Betrachtung ein wenig lindere, welche mir sonst einige von meinen artigen Lesern abwendig machen möchte: so will ich eine Geschichte übersetzen, welche zwar bey einer andern Gelegenheit angeführet worden. Der Leser wird sehen, daß sie von meiner gegenwärtigen Materie nicht entfernt ist; und ich darf wol sagen, daß man sie für eine lebhafte Vorstellung von einer Person halten kan, die unter der Quaal einer solchen Tantalspein, oder platonischen Hölle liegt, dergleichen wir itzo betrachten Herr Pontignan redet von einer Liebesbegebenheit, die ihm auf dem Lande begegnet ist, und giebt folgende Nachricht davon:

„Als ich vergangenen Sommer auf dem Lande „war, so befand ich mich vielmals mit einem Paar „liebenswürdiger Frauenzimmer in Gesellschaft, „welche allen Witz und alle Schönheit hatten, so „man nur von Personen ihres Geschlechts verlangen „kann; daneben besassen sie auch ein wenig von Buh-

„lern, welches mir von Zeit zu Zeit viel angenehme „Marter machte. Ich war nach meiner Gewohn„heit in beyde verliebt, und hatte vielmals Gelegen„heit meine Leidenschaft einer jeden vorzutragen, wenn „sie allein war, so daß ich Ursach hatte von einer „jeden unter ihnen insbesondre Gunstbezeigungen zu „hoffen. Als ich eines Abends in meiner Kammer „bloß in meinem Schlafrokk herumgieng: so kamen „sie beyde zu mir ins Zimmer, und erzehlten mir, daß „sie einem Herrn, der in eben dem Hause wäre, „einen recht lustigen Streich zu spielen gedächten, „wenn ich nur mit daran Theil nehmen wollte. Hier„auf erzehlten sie mir eine so wahrscheinliche Historie, „daß ich über ihre Erfindung lachte, und einwilligte, „alles zu thun, was sie nur von mir begehren wür„den. Alsbald fiengen sie an mich in meinem Schlaf„rokk mit langen leinenen Bändern einzuwindeln, „welche sie um mich herum wunden, bis sie mich mit „mehr als hundert Ellen von einer Windelschnur ein„gewikkelt hatten. Meine Arme wurden an meine „Seite gedrükkt, und meine Füsse durch die vielen „über einander gelegten Windeln enge zusammen ge„schlossen, daß ich nicht anders aussah, als eine „ägyptische Mumie. Als ich nun endlich in dieser „alten Gestalt ganz aufrecht da stand, so brach eine „von den Damen in ein lautes Gelächter aus, und „sagte: Nun, Pontignan, wir sind entschlossen das „Versprechen zu halten, welches ihr, wie wir erfah„ren, von einer jeden unter uns erpresset habt. Ihr „habt uns oft um unsre Gunst ersucht, und ich scheue „mich nicht zu sagen, daß ihr ein viel zu braver Ca„valier seyd, als daß ihr es abschlagen sollt, mit

„Frauen-

„Frauenzimmer zu Bette zu gehen, welche solches „von euch verlangen. Nachdem ich einen Anfall „vom Gelächter ausgestanden hatte: so bat ich sie, „mich auszuwikkeln, und alsdenn mit mir zu thun, „was ihnen beliebte. Nein, nein, sagten sie, ihr ge„fallt uns so wie ihr seyd, recht gut. Hierauf be„fahlen sie, mich in eins von ihren Häusern zu tra„gen, und mit allen meinen Windeln ins Bette zu „legen. Das Zimmer war auf allen Seiten erleuch„tet, und ich wurde recht schön zwischen ein paar „Bettücher mit meinem Kopfe, welches wahrhaftig „der einzige Theil war, den ich bewegen konnte, auf „ein hohes Küssen gelegt. Kaum war dieses gesche„hen, so kamen meine beyde Freundinnen in den „feinsten Nachtkleidern zu mir ins Bette. Man kan „sich leicht den Zustand eines Menschen einbilden, „welcher ein paar der schönsten Damen in der Welt „unbekleidet und im Bette bey sich liegen sieht, ohne „daß er Hand oder Fuß regen kan. Ich ersuchte „sie, mich loßzulassen, und bestrebte mich, so viel ich „konte, frey zu werden, welches ich auch mit so „grosser Heftigkeit that, daß sie beyde um Mitter„nacht aus dem Bette liefen, und schrien, sie wären „verlohren. Als sie mich aber noch in dem alten „Stande sahen, so nahmen sie ihre Stellen wiederum „ein, und erneuerten ihr Gespötte. Wie ich merkte, „daß alle mein Bitten und Bemühen vergebens war, „so beruhigte ich mich selbst so gut als ich konte, und „sagte zu ihnen, wenn sie mich nicht aufbinden woll„ten, so wollte ich zwischen ihnen einschlafen, und sie „hierdurch Lebenslang beschimpfen. Doch ach! das „war unmöglich. Wenn ich auch dazu hätte Lust

„haben können, so würden sie es schon durch einige „kleine leichtfertige Schmeicheleyen und Liebkosungen, „welche sie mir erwiesen, verhindert haben. Wie „sehr ich auch dem weiblichen Geschlecht ergeben bin, „so wollte ich doch um alles Frauenzimmer in der „Welt nicht noch eine Nacht so zubringen. Meine „Leser werden ohne Zweifel begierig seyn, zu wissen, „wie es den folgenden Morgen mit mir geworden. „Meine Bettgesellinnen verliessen mich eine Stunde „vor Tage, und sagten mir, wenn ich fromm seyn, „und stille liegen würde, so wollten sie jemand zu „mir schikken, der mich aufnehmen sollte, so bald es „Zeit für mich seyn würde, aufzustehen. Um neun „Uhr des Morgens kam also eine alte Frau, die mich „auswikkelte. Ich ertrug dieses alles mit grosser „Geduld, und war entschlossen, mich an meine Hen„kerinnen zu rächen, und nicht die geringste Maasse „darin zu halten, so bald ich nur frey seyn würde. „Allein, als ich meine alte Vettel fragte, wo die bey„den Frauenzimmer hingekommen wären, so sagte „sie mir, sie glaubte, daß sie itzo schon Paris sehen „würden, denn sie wären früh vor fünf Uhr in einer „Kutsche mit sechs Pferden weggefahren.“

Der Auswähler.

Fünftes Stükk.

„Wir beklagen uns alle über die Kürze der Zeit, „sagt Seneka, und haben dennoch mehr als „wir anzuwenden wissen. Unser Leben, sagt er, wird „verschwendet, entweder, indem wir ganz und gar „nichts thun, oder indem wir nichts thun, was zu „unsrer Absicht gehört, oder indem wir nicht thun, „was wir thun müssen. Wir beklagen uns stets, „daß unsrer Tage so wenig sind, und führen uns „doch so auf, als wenn ihrer kein Ende seyn würde.“ Der berühmte Weltweise hat durch alle diese mannigfaltigen Ausdrükkungen und Gedanken, welche seinen Schriften eigen sind, beschrieben, wie uneins wir in diesem Stükk mit uns selbst sind.

Ich betrachte oftmals das menschliche Geschlecht, wie es eben so sehr uneins mit sich selbst in einem Stükke ist, welches mit dem vorhergehenden einige Verwandschaft hat. Ob wir gleich über die Kürze des Lebens überhaupt bekümmert zu seyn scheinen, so wünschen wir doch, daß ein jeder Hauptabsatz desselben zu Ende seyn möchte. Der Minderjährige sehnet sich, mündig zu werden, darauf in Geschäften zu seyn, darauf sich ein Vermögen zu sammeln, darauf zu Ehren zu gelangen, und darauf sich der Welt zu entziehen. Ob nun gleich also ein jeder gesteht, daß das ganze Leben kurz ist, so kommen ihm doch die unterschiedenen Abtheilungen desselben lang und verdrießlich vor. Wir möchten gern unser Ziel über-

haupt verlängern, und wollen doch auch gern die Theile, aus welchen es besteht, verkürzen. Der Wucherer würde sehr wohl zufrieden seyn, daß alle die Zeit zernichtet wäre, welche zwischen dem itzigen Augenblikke und dem nächsten Zahlungstage ist. Der Staatsmann würde mit Vergnügen drey Jahre von seinem Leben verliehren, wenn er die Sachen in eine solche Gestalt bringen könnte, als er sich einbildet, daß sie nach Verlauf dieser Zeit stehen werden. Der Verliebte würde froh seyn, wenn er alle die Augenblikke seines Daseyns auslöschen könnte, welche erst vor der glükkseligen Zusammenkunft mit seiner Geliebten verfliessen sollen. So schnell also unsre Zeit verläuft, so würde es uns doch sehr lieb seyn, wenn sie in den meisten Theilen unsers Lebens noch schneller verliefe, als sie thut. Verschiedene Stunden des Tages machen uns viel zu schaffen, ja, wir wünschen, daß ganze Jahre weg seyn möchten; und reisen durch die Zeit, als durch ein Land, das mit vielen wilden und einöden Wüsten angefüllet ist, welches wir gerne in Eile durchreisen möchten, damit wir bald zu den unterschiedenen kleinen bequemlichen Stellen oder eingebildeten Ruhepunkten gelangen mögen, welche darinn hin und wieder zerstreuet sind.

Wenn wir das Leben der meisten Menschen in zwanzig Theile abtheilen; so werden wir finden, daß wenigstens neunzehn davon ledige Hölen und Klüfte sind, weder mit Ergötzlichkeiten noch mit Geschäften angefüllet. Ich rechne aber nicht das Leben derjenigen Menschen hierunter, welche beständig viel zu thun haben, sondern blos derjenigen, welche nicht allezeit in Geschäften begriffen sind; und ich werde diesen

Leuten

Leuten keinen unangenehmen Dienst leisten, wenn ich ihnen eine gewisse Art und Weise ausfündig mache, wie sie die leeren Stellen ihres Lebens ausfüllen können. Die Mittel, welche ich ihnen vorschlagen will, sind folgende:

Das erste ist die Ausübung der Tugend, in dem allerweitläuftigsten Verstande genommen. Bloß die gesellschaftlichen Tugenden können dem allerfleissigsten und geschäftigsten Mann mehr zu thun geben, als die mit der meisten Arbeit versehene Stelle unsers Lebens. Die Unwissenden unterrichten, den Nothdürftigen beyspringen, die Betrübten trösten, sind Pflichten, die uns alle Tage in unserm Leben vorfallen. Ein Mensch hat häufige Gelegenheit die Heftigkeit einer Parthey zu mäßigen, dem Charakter eines wohlverdienten Mannes Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, den Neid zu besänftigen, Erzürnte zu befriedigen, und einen von Vorurtheilen eingenommenen zu rechte zu bringen. Alle diese Verrichtungen schikken sich für ein vernünftiges Geschöpf, und geben denjenigen grosse Zufriedenheit, welche sich klüglich damit beschäftigen können.

Es kann noch eine andere Art Tugend zu den einsamen Stunden angewendet werden, in welchen wir uns selbst gänzlich überlassen sind, und weder einige Gesellschaft noch einigen Umgang haben; ich meyne die Unterredung und das Gespräch, welches ein jedes vernünftiges Geschöpf mit dem grossen Urheber seines Wesens halten muß. Derjenige Mensch, welcher unter einer eingewurzelten Empfindung der göttlichen Gegenwart lebet, behält eine beständige Freudigkeit seines Gemüths, und genießt alle Augen-

blikk

blikk das Vergnügen, zu denken, daß er mit seinem liebsten und beßten Freunde in Gesellschaft ist. Die Zeit wird ihm niemals beschwerlich. Es ist ihm unmöglich, allein zu seyn. Seine Gedanken und Neigungen sind in denen Stunden am geschäftigsten, in welchen andrer ihre am unthätigsten sind. Er ist nicht sobald aus der Gesellschaft gegangen, so brennt sein Herz schon vor Andacht, schwillt von Hofnung und triumphiret, weil es sich der Gegenwart desselben bewußt ist, der ihn allenthalben umringt; oder er schüttet auch seine Furcht, seine Sorgen, seinen Kummer vor dem grossen Erhalter seines Daseyns aus.

Ich habe hier bloß betrachtet, wie nothwendig es sey, tugendhaft zu leben, damit man etwas zu thun habe. Wenn wir aber noch ferner erwegen, daß die Ausübung der Tugend nicht bloß die langwierige Zeit zu vertreiben dienet; sondern, daß sich ihr Einfluß auch auf diejenigen Theile unsers Daseyns erstrekket, welche hinter dem Grabe liegen; und daß unsere ganze Ewigkeit sich nach denen Stunden richten wird, die wir hier zur Tugend oder zum Laster anwenden: so verdoppelt sich bey uns der Bewegungsgrund, dieses Mittel, unsere Zeit zu vertreiben, in Ausübung zu bringen.

Wenn ein Mensch nur ein klein Capital zum Ausleihen hat, und Gelegenheit findet, es ganz mit Nutzen anzubringen, was werden wir von ihm denken, wenn er neunzehn Theile davon todt liegen läßt, und vielleicht selbst den zwanzigsten zu seinem Verderben und Schaden anwendet? Allein, weil das Gemüthe nicht beständig in seinem Eyfer bleiben,

noch

noch auf die Tugend so fest erpicht seyn kann, so ist es nöthig, daß wir in den Stunden, da es sich erholet, anständige Geschäfte für dasselbe ausfündig machen.

Das andere Mittel, das ich also vorschlagen wollte, unsre Zeit zu vertreiben, sollten die nützlichen und unschuldigen Ergötzlichkeiten seyn. Ich muß gestehen, daß ich dafür halte, es schikke sich für vernünftige Geschöpfe nicht, sich ganz und gar mit solchen Ergötzlichkeiten zu unterhalten, die nur blos unschuldig sind, und weiter nichts an sich haben, weswegen man sie anpreisen könnte, als daß nichts Böses daran ist. Ich will nicht entscheiden, ob man von irgend einer Art des Spiels etwas mehrers zu seinem Beßten sagen kann: mich dünkt aber, es sey sehr wundersam, Leute von recht gutem Verstande zwölf Stunden hinter einander mit Mischung und Austheilung eines Spiels Charten hinbringen zu sehen, ohne eine andere Unterredung zu haben, als die aus den wenigen Spielredensarten gemacht wird, und wobey sie keine andere Ideen haben, als von schwarzen und rothen Flekken, die zusammen in verschiedene Gestalten geordnet sind. Würde nicht ein Mensch lachen, wenn er einen von diesen Leuten sich beklagen hörte, daß das Leben kurz sey?

Der Schauplatz könnte zu einer beständigen Quelle der edelsten und nützlichsten Vergnügungen gemacht werden, wenn er gehörig eingerichtet wäre.

Doch das Gemüth erhohlet sich niemals angenehmer, als in dem Umgange mit einem wohlerwehlten Freunde. Keine Glükkseligkeit in der Welt ist nur einigermassen mit dem Besitze eines bescheidenen

und

und tugendhaften Freundes zu vergleichen. Er erleichtert und entledigt das Gemüthe, klärt den Verstand auf, und verbessert ihn, zeugt Gedanken und Wissenschaften, ermuntert zur Tugend und zu guten Entschliessungen, stärket und schwächet die Leidenschaften, und findet einen Zeitvertreib für die meisten leeren Stunden des Lebens.

Nächst einer solchen Vertraulichkeit mit einer Person allein sollte man sich nach einem allgemeinen Umgang mit solchen Leuten bestreben, welche geschikt sind diejenigen zu ergetzen und zu unterrichten, mit denen sie umgehen, welches Eigenschaften sind, die gemeiniglich bey einander stehen.

Es giebt noch viel andere nützliche Zeitvertreibe des Lebens, welche zu vermehren man sich bemühen sollte, damit einer bey allen Gelegenheiten lieber eine Zuflucht wozu hätte, als das Gemüth müßig liegen, oder von der ersten Leidenschaft, die in demselben ungefehr aufstehen möchte, nach Belieben forttreiben lassen dürfte.

Ein Mensch, welcher eine Neigung zur Musik, Mahlerey oder Baukunst hat, ist einem gleich, der noch einen andern Sinn besitzet, wenn man ihn mit denjenigen vergleichet, die keinen Geschmakk an diesen Künsten haben. Die Neigung Blumen zu ziehen, Bäume zu pflanzen, den Garten zu bestellen, die Wirthschaft zu führen, wenn sie bloß als Nebenwerke bey einem begüterten Mann sind, helfen sehr viel auf dem Lande, und sind ihrem Besitzer auf mancherley Weise nützlich.

Unter allen Zeitverkürzungen aber ist keine geschikter und besser die unbesetzten Stellen des Lebens

aus-

zufüllen, als das Lesen nützlicher und lehrreicher Bücher. Doch dieses schlägt einigermassen in das dritte Mittel hinein, welches ich zur Beschäftigung unserer todten und unthätigen Stunden anpreisen will, nemlich, daß wir uns bestreben müssen den Wissenschaften obzuliegen. Ich erinnere mich, daß **Boyle**, indem er von einem gewissen Metalle spricht, uns versichert, daß ein Mensch in Untersuchung desselben sein ganzes Leben zubringen könnte, und dennoch nicht hinter alle dessen Eigenschaften kommen würde. Und es ist gewiß, daß es keine einzige Wissenschaft oder nur einen Theil einer Wissenschaft giebt, daß ein Mann damit nicht sein ganzes Leben hindurch genug beschäftiget seyn könnte; wenn es gleich noch viel länger wäre, als es ist.

Ich will mich hier nicht in die schon so bekannten Materien von dem Nutzen der Wissenschaften, von dem Vergnügen und der Vollkommenheit, so sie dem Gemüthe zuwege bringen, noch von den Mitteln zu denselben zu gelangen, einlassen, noch auch eine einzige Gattung derselben insbesondere anpreisen; denn dieß haben schon so viel Schriftsteller vor mir gethan: sondern ich will mich einer Betrachtung überlassen, die nicht so gemein ist, und dennoch vielleicht desto angenehmer seyn wird.

Ich habe vorhin schon gewiesen, wie lang und verdrieslich uns die unbeschäftigten Stunden des Lebens vorkommen; itzo will ich mich bemühen zu zeigen, daß diejenige Zeit, welche wir mit Nachsinnen, Lesen und in der Verfolgung der Wissenschaften zubringen, zwar lang, aber nicht verdrieslich ist,

und uns also ein Mittel entdekken, wie wir unser Leben verlängern, und zu gleicher Zeit alle Augenblikke desselben zu unserm Vortheil anwenden können.

Loke bemerket: „daß wir einen Begrif von der „Zeit oder von der Dauer bekommen, wenn wir an „die Reihe von Begriffen denken, die in unserm Ge„müth einer auf den andern folgen. Daher geschähe „es, daß, wenn wir im tiefen traumlosen Schlafe „lägen, wir keine Zeit oder deren Länge bemerkten, „so lange wir schliefen, und daß zwischen dem Augen„blikke, in dem wir aufhören zu denken, und dem„jenigen, da wir wieder anfangen zu denken, fast „keine Entfernung zu merken ist." Diesem setzt er noch hinzu: „Und so würde es ungezweifelt auch „einem Wachenden gehen, wenn es ihm möglich „wäre, einen einzigen Gedanken in sein Gemüth zu „fassen, ohne davon abzuweichen, und auf andere „zu verfallen. Wir sehen auch, daß jemanden, der „sehr tiefsinnig an eine Sache denkt, so, daß er der „folgenden Begriffe nicht recht gewahr wird, die in „seinem Gemüthe vorkommen, indem er noch in der „ernsthaften Betrachtung stehet, ein guter Theil die„ser Dauer entwischet, und daß ihm die Zeit kürzer „vorkömmt, als sie ist."

Wir müssen diese Anmerkung weiter hinaus führen, und einen Menschen betrachten, wie er an der einen Seite seine Zeit verkürzt, indem er an nichts oder doch sehr wenig denkt; und auf der andern Seite, wie er sie verlängert, indem er seine Gedanken auf vielerley Gegenstände richtet, oder eine lebhafte und ununterbrochene Folge von Begriffen unterhält. Malebranche erzählt uns: „es sey mög„lich,

„lich, daß gewisse Geschöpfe in einer halben Stunde „eben so lange denken, als wir in tausend Jahren; „oder daß sie diejenige Abtheilung der Dauer, die „wir eine Minute nennen, für eine Stunde, eine „Woche, einen Monat, oder ein ganzes Jahr „ansehen.“

Dieser Einfall des Malebranche kann durch dasjenige, was ich von Loken angeführet habe, einigermassen erklärt werden: denn, wenn unser Begrif von der Zeit aus unserer Betrachtung über die Folge der Gedanken in unserm Gemüthe entspringt, und diese Folge unendlich beschleunigt oder verzögert werden kann; so folgt, daß verschiedene Wesen auch verschiedene Begriffe von derselben Abtheilung der Zeit haben können, nachdem nemlich ihre Begriffe, die wir bey einem jeden von ihnen gleich deutlich setzen müssen, auf einander in einem grössern oder mindern Grade der Geschwindigkeit folgen.

Im Alkoran ist eine berühmte Stelle, die fast so aussieht, als ob Mahomet eben den Einfall gehabt hätte, davon wir reden. Daselbst wird gesagt, daß der Engel Gabriel den Mahomet einsmals des Morgens aus dem Bette genommen habe, um ihm alle Dinge in den sieben Himmeln, im Paradiese und in der Hölle zu zeigen, die auch der Prophet alle ganz deutlich gesehen; und nachdem er neunzig tausend mal mit Gott gesprochen, wiederum zurükk in sein Bette gebracht worden ist. Alles dieses, schreibt der Alkoran, ist in so kurzer Zeit geschehen, daß Mahomet bey seiner Wiederkunft sein Bette noch warm fand, und einen irdenen Wasserkrug aufhob, welcher umgeworfen wurde, indem der Engel Gabriel

den Mahomet holete, bevor noch alles Wasser herausgelaufen war.

Man hat unter den türkischen Mährchen eine sehr artige Geschichte, die dieser Stelle des berühmten Betrügers ähnlich kömmt, und einige Gleichheit mit unserer gegenwärtigen Materie hat. „Ein „ägyptischer Sultan, der ein Ungläubiger war, „pflegte diese Begebenheit des Mahomets allezeit zu „verlachen, als wenn sie ganz thöricht und unmög„lich wäre. Da er nun einsmals mit einem grossen „Rechtsgelehrten sprach, der die Gabe besaß Wun„der zu thun, so sagte ihm derselbe, er wollte ihn „augenbliklich von der Gewißheit dieser Stelle der „mahometanischen Lebensgeschichte überführen, wenn „er nur thun wollte, was er ihn heissen würde. „Hierauf mußte sich der Sultan neben ein sehr gros„ses Faß mit Wasser stellen, welches er auch that; „und als er nun neben dem Fasse in einem Zirkel, „den dieser heilige Mann gemacht hatte, stand, so „bat er ihn, sein Haupt in dieses Wasser zu stekken, „und wieder heraus zu ziehen. Der Sultan stekte „den Kopf ins Wasser, und befand sich sogleich an „dem Fusse eines Berges, neben dem Ufer der See. „Er ward sogleich über den Doktor und diesen be„trügerischen Hexenstreich erboßt; aber endlich, da „er sahe, daß ihm sein Zorn nichts half, setzte er sich „nieder, um ein geschiktes Mittel auszusinnen, was „für eine Lebensart er in diesem wunderbaren Lande „erwählen sollte. Er verfügte sich daher zu gewissen „Leuten, die er in einem nahe liegenden Walde ar„beiten sah. Diese führten ihn nach einer Stadt, „die nicht weit vom Walde lag, allwo er, nach eini-

„gen

„gen Begebenheiten, ein Frauenzimmer heyrathete, „die sehr schön und reich war. Er lebte mit ihr so „lange, bis er sieben Söhne und sieben Töchter hatte. „Nachdem verfiel er in grossen Mangel, und war ge„zwungen zu seinem Unterhalt auf der Strasse, wie „ein Träger, zu arbeiten. Einsmals als er allein „an dem Ufer des Meeres gieng, und ihn allerley „schwermüthige Betrachtungen über seinen vormali„gen und gegenwärtigen Zustand quälten, welche „einen Anstoß von Andacht bey ihm erwekt hatten, „zog er sich die Kleider aus, weil er sich, nach dem „Gebrauche der Mahometaner, vor dem Gebet erst „waschen wollte.

„Nachdem er sich einmal in die See getaucht, „fand er sich, so bald er den Kopf wieder aus dem „Wasser zog, an der Seite des Fasses stehen; ein „Hofmann und der Heilige standen neben ihm. Er „schmählte sogleich über seinen Lehrer, daß er ihn in „so viele Begebenheiten geführet hätte, und kündigte „ihm eine eben so lange Zeit von Elend und Knecht„schaft an. Er erstaunte aber sehr, als er hörte, daß „der Zustand, davon er redete, nur ein Traum und „Blendwerk gewesen war; daß er sich von dem „Platz, wo er stand, nicht gerührt, und seinen Kopf „nur ins Wasser getaucht, und sogleich wieder her„aus gezogen hätte.“

Dieses Zufalls bediente sich der mahometanische Doktor, den Sultan zu lehren, „daß Gott nichts „unmöglich sey; und daß der, bey dem tausend Jahr „wie ein Tag sind, einen einzigen Tag, wenn es „ihm beliebte, ja einen Augenblikk, einer seiner Crea„turen als tausend Jahre vorstellen könnte.“

Ich überlasse es meinen Lesern, diese morgenländische Fabeln mit den Einfällen derer zween grossen Philosophen, deren ich in diesem Blatt erwähnet, zusammen zu halten; ich aber will dieselben nur ermahnen, zu bedenken, wie wir unser Leben durch fleißige Bemühung in Wissenschaften über seine natürliche Länge hinaus dehnen mögen. Die Stunden eines weisen Mannes werden durch seine Gedanken verlängert, wie die Stunden eines Thoren durch seine Leidenschaften. Des einen Zeit ist lang, weil er nicht weis, was er damit anfangen soll; des andern seine, weil er alle Augenblikke derselben mit nützlichen und angenehmen Sachen unterscheidet. Oder dem einen wird die Zeit lang, weil er sie immer weg wünscht, und dem andern, weil er sie immer braucht.

Wie unterschieden ist doch der Anblik des vergangenen Lebens bey einem Mann, der bey den Wissenschaften und bey der Weisheit alt geworden, und bey einem, der in der Dummheit und Thorheit grau wird? Der letzte gleicht dem Eigenthumsherrn eines unfruchtbaren Landguts, welches seinen Augen lauter kahle Hügel und dürre Felder zeiget, welches weder etwas nützliches noch zierliches hervor bringt: der andre ist der Besitzer einer schönen und weitläuftigen Landschaft, die in angenehme Gärten, grüne Wiesen, fruchtbare Felder eingetheilt ist. Kaum kann er seinen Blikk auf einen einzigen Flekk seines Erbguts wenden, der nicht mit schönen Pflanzen oder Blumen besetzt seyn sollte.

Der Auswähler
Sechstes Stükk.

Mein Freund, der Theologe, der mit sehr vielen höflichen Worten war überhäufet worden, die ihm viel zu groß vorkamen, als daß sie sich auf irgend einen lebendigen Menschen schikken sollten; und die, wie ich dafür halte, nur allein von ihm, aber in seiner Abwesenheit gesagt werden können, war wider die ausschweifende Art der Schmeichelreden, die bey uns im Schwange gehen, so aufgebracht, daß er in unsrer kleinen Versammlung eine Rede dawider hielt, die er aber mit dieser Anmerkung beschloß, daß er in unsrer Gesellschaft von Anbeginn noch kein einziges Compliment gehöret hätte. Dieser Beschluß gefiel einem jeden unter uns: und da ein jeder von seinem guten Willen gegen die übrigen wohl versichert war, so ward er dadurch überzeugt, daß die verschiedenen Arten seine Freundschaft und Dienstbegierde zu erklären, deren wir uns insgemein bedienen, da, wo das Herz wohl gesinnt ist, nicht natürlich sind, sondern nur die Sprache beschimpfen, indem man selten gesonnen ist etwas davon, niemals aber alles das ernstlich zu meynen, was man dadurch zu verstehen giebt. Unser ehrwürdige Freund führte uns über diese Materie zwey oder drey Abschnitte aus des Erzbischoff Tillotsons Schriften an. Ich besinne mich nicht, jemals etwas gelesen zu haben, welches mir mehr gefallen hätte: und, wie es ein Lob für den Longin ist, daß er von dem Erhabenen in einer

Schreibart gehandelt, die sich dazu schikt; so kann man von diesem Schriftsteller im Absehen auf die Aufrichtigkeit sagen, daß er alle Pracht der Redekunst bey dieser Gelegenheit vermieden, und sie mit einer mehr als gewöhnlichen Einfalt vorgetragen, damit er zugleich ein Prediger und ein Beyspiel seyn möchte. Mit was für einer Gewalt über sich selbst legt er uns nicht, in der Sprache und Gemüthsart eines Geistlichen, einen Fehler vor Augen, der bey der geringsten Freyheit und Hitze der Ausdrükkungen, die artigste und sinnreichste Satyre würde geworden seyn! Aber sein Herz war besser eingerichtet, und dieser rechtschaffene Mann regierte seinen Witz dergestalt, daß er folgender Weise zu sprechen vermögend ward:

„Unter andern Beyspielen der grossen Verderbniß und Unart der Zeiten, darinn wir leben, ist der „starke und allgemeine Mangel der Aufrichtigkeit im „Umgange nicht der letzte. Die Welt ist so voll „Verstellung und Complimente geworden, daß die „Worte der Menschen schwerlich mehr für Ausdrükke „ihrer Gedanken gelten können. Und wenn jemand „seine Worte nach dem Herzen mißt, und so redet, „wie er denket, und nicht mehr Freundlichkeit gegen „jedermann bezeiget, als insgemein die Menschen gegen einander zu haben pflegen, so kann er schwerlich dem Tadel entgehen, daß es ihm an guter Auferziehung fehle. Die alte englische Einfalt und „Redlichkeit, die edle Aufrichtigkeit der Natur, die „ehrliche Gemüthsart, welche allezeit eine grosse „Seele anzeiget, und gemeiniglich mit einer unüberwindlichen Herzhaftigkeit und Unerschrokkenheit verbunden ist, ist größtentheils unter uns verlohren.

„Wir haben uns viel Mühe gegeben, eine ausländi-
„sche Gestalt in Sitten und in der Aufführung an-
„zunehmen, und uns zu einer knechtischen Nachah-
„mung unserer Nachbaren, die eben nicht die beßten
„sind, zu zwingen, und zwar in solchen Eigenschaf-
„ten, die mit zu ihren schlimmsten gehören. Die
„Sprache des täglichen Umgangs ist heut zu Tage
„von so viel Eitelkeit und Complimenten aufgeschwol-
„len, und, wenn ich so reden mag, mit so vielen
„Ausdrükkungen der Freundlichkeit und Ehrfurcht
„überfirnißt, daß, wenn ein Mensch, der vor ein
„paar Menschenaltern gelebt, wieder in die Welt
„kommen sollte, es ihm gewiß an einem Wörterbuch
„fehlen würde seine eigne Sprache zu verstehen, und
„den wahren innerlichen Werth der herrschenden Re-
„densarten zu erlernen. Ja er würde sichs im An-
„fang gar nicht bereden können, wie geringhaltig die
„allerhöchsten Betheurungen und Versicherungen
„aller ersinnlichen Zuneigung insgemein genommen
„zu werden pflegen, wenn es auf wirklichen Abtrag
„ankömmt: Verstünde er sie aber endlich, so würde
„es eine gute Weile währen, ehe er sich mit einem
„ungezwungenen Gesichte und mit gutem Gewissen
„würde überwinden können, mit den Leuten auf eben
„die Weise und nach ihrer Art umzugehen.

„Und in Wahrheit, es ist schwer zu sagen, ob
„es mehr unsre Verachtung oder unser Mitleiden
„verdienet, wenn man höret, was für feyerliche Ver-
„sicherungen der Ehrfurcht und Freundschaft unter
„Leuten, und zwar gemeiniglich ohne alle Ursache, im
„Schwange gehen; was für grosse Ehrerbietung und
„Hochachtung sie gegen jemanden vorgeben, den sie

 „viel-

„leicht niemals gesehen haben; und wie vollkommen „sie im Augenblikk seinen Diensten und Vortheilen „zugethan und ergeben sind, ob sie gleich keine Ursach „dazu haben; wie unendlich und ewig sie ihm, ohne „alle vorhergehende Wohlthat, verbunden sind; und „wie sie ohne alle Ursache, aufs äusserste um ihn be„kümmert, ja betrübt seyn können. Ich weis, man „hat, zur Rechtfertigung dieses eiteln Umgangs, ge„sagt: es wäre nichts Böses, auch kein wirklicher „Betrug in diesen Complimenten; sondern wenn man „einander nur verstünde, so hätte es weiter nichts zu „bedeuten. Worte gelten wie Müntzen; und wenn „der gangbare Werth derselben bekannt ist, so wird „niemand dadurch belästiget. Dieses ist nun zwar „etwas, wenn nur solche Worte nur noch was gel„ten: aber wenn man sie zusammen rechnen will, so „sind es lauter Nullen. Indessen ist es doch eine „gerechte Ursache zu klagen, daß Ehrlichkeit und Ein„falt aus der Gewohnheit gekommen, und daß unsre „Reden sich in Lügen verwandelt; daß die Men„schen den Gebrauch der Sprache mehrentheils ver„kehrt, und Wörter erdacht haben, um nichts zu „sagen; daß der größte Theil des menschlichen Um„gangs nichts anders ist als ein Gewerbe mit der „Verstellung: so gar, daß es einen recht herzlich „krank und aufs empfindlichste betrübt machen sollte, „wenn er die wenige Redlichkeit sehen könnte, die „noch unter den Menschen gewöhnlich ist, und aus„geübt wird.“

Nachdem er nun das Laster auf seiner verächtlichen Seite vorgestellet, so bringt er ganz unwidersprech-

sprechliche Beweise dawider, und zwar in so natürlichen Worten und Gedanken, daß ein jeder, der es liest, sich einbilden wird, er sey selbst der Urheber derselben.

„Wenn nun ja der Schein irgend einer Sache „wozu gut ist, so bin ich doch versichert, die Aufrich„tigkeit sey besser. Denn warum verstellt sich doch „ein Mensch, oder warum will er dasjenige zu seyn „scheinen, was er doch nicht ist; als weil er denkt, „es sey gut, diese Eigenschaft zu haben, die er an„nimmt. Sich verstellen nemlich, ist nichts anders, „als den Schein einer gewissen würklichen Vollkom„menheit an sich nehmen. Nun ist ja aber das beßte „Mittel, für etwas angesehen zu werden, dieses, daß „man das würklich sey, wofür man will angesehen „werden. Ausser dem ist es bisweilen so beschwerlich, „den Schein einer guten Eigenschaft anzunehmen, „als die gute Eigenschaft selbst zu haben. Und wenn „jemand sie nicht besitzt, so kann man zehn gegen eins „setzen, daß doch der Mangel derselben bey ihm ent„dekket werden wird; und alsdenn wird alle seine „Mühe und Arbeit, die er sich deswegen gemacht, „verlohren seyn.“

In einem andern Theil derselben Rede fängt er an zu zeigen, daß alle Verstellung natürlicher Weise zum Schaden dessen gereichen muß, der sie ausübt.

„Man mag nun bey der Falschheit und Verstel„lung noch so grosse Vortheile zu erhalten glauben, „so sind sie doch bald vorbey: aber der Nachtheil da-

„von ist immerwährend, weil sie einen Menschen in „einen beständigen Verdacht und Argwohn bringt, „so daß man ihm nicht mehr glaubt, wenn er gleich „die Wahrheit spricht, noch ihm mehr trauet, wenn „ers gleich ehrlich meynet. Wenn ein Mensch sich „einmal um den Ruf der Ehrlichkeit gebracht hat, „so ist er verlohren, und weder Wahrheit noch Falsch„heit wird ihm rechte Dienste mehr leisten.“

Der Auswähler.
Siebentes Stükk.

Es ist recht was unvernünftiges, was gewisse Leute von ihren Bekannten erwarten. Sie beklagen sich allezeit, daß sie sich nicht wohl befinden, oder misvergnügt sind, oder daß ihnen, sie wüßten selbst nicht wie? zumuthe wäre: aber weit gefehlt, daß sie sich dieß zur Ursach sollten dienen lassen zu Hause zu bleiben, so brauchen sie es vielmehr zum Grunde, warum sie in Gesellschaft gehen. Was gehen einen doch die Erzählungen von der Unpäßlichkeit eines Menschen an, wenn man sein Artzt nicht ist? Wenn jemand in einer Gesellschaft, wo jeder aufgeräumt genug ist, sich selbst zu vergnügen, sich immer beklaget, so muß ers nicht übel nehmen, wenn ihm ein Bedienter, auf Befehl, ein Schälgen Bouillon oder Magentropfen bringet, und ihm also die stille Erinnerung giebt, nach Hause zu gehen, und sich zu Bette zu legen. Derjenige Theil des Lebens, den wir gemeiniglich durch das Wort, Umgang, verstehen, ist eine Gefälligkeit gegen dem geselligen Theil unserer Art; und sollte uns geneigt machen, unser Maaß von Gutherzigkeit oder Munterkeit zu denen Freunden mitzubringen, mit welchen wir umgehen, und sie nicht mit Erzehlungen zu stören, die sie nothwendig entweder zu einem ernstlichen oder verstellten Mitleiden bringen müssen. Unsere Sorgen, Unglücksfälle, Krankheiten, Unpäßlichkeiten und Verdrießlichkeiten, müssen unsern Freunden gar nicht aufgedrun-

gedrungen werden. Wenn wir bedenken wollen, welch ein geringer Theil dieses Wechsels von Bewegung und Ruhe, den wir das Leben nennen, mit Vergnügen zugebracht wird: so würden wir zärtlicher gegen unsre Freunde seyn, als daß wir sie mit solchen kleinen Sorgen bekümmern sollten, die sie nichts angehen. Es giebt gar kein wahrhaftes Leben ausser ein vergnügtes Leben: daher sollten alle Kranke vereydet werden, ehe sie in Gesellschaft giengen, daß sie kein Wort von sich selbst reden wollten, ehe die Gesellschaft aus einander gienge.

Es ist hier nicht die Meynung, daß man allezeit mit Blumenkränzen um die Köpfe, oder mit Rosen gekrönet sitzen soll, um uns die Bewirthung angenehm zu machen. Nein. Denn, wenn, der Erfahrung gemäß, diejenigen, die sichs vornehmen recht lustig zu seyn, es selten zu seyn pflegen: so wird es ja noch viel unwahrscheinlicher, daß man vergnügt seyn werde, wenn man Leute in Gesellschaft nimmt, die sich allezeit beklagen, daß sie betrübt sind. Wir mögen thun, was wir wollen, so müssen wir allezeit aufgeräumte Geister beybehalten, und sie niemals so sehr sinken lassen, daß wir nicht noch die Neigung vergnügt zu seyn, beybehalten sollten. Das Mittel dazu ist, den Leib in der Bewegung und das Gemüth in Ruhe zu erhalten. Der abgeschmakte Zustand, darinn keines von beyden munter ist, ist nicht einmal für einen Theil unsrer Lebensdauer zu rechnen. Wenn wir über irgend einer unschuldigen Belustigung, oder wegen der Bestrebung nach einer löblichen Sache vergnügt sind: alsdenn sind wir erst im Besitz des Lebens, eines menschlichen Lebens! Das

Glükk

Glükk wird uns Bekümmernisse genug verursachen, und die Natur ist mit so vielen Schwachheiten begleitet, ohne daß wir es nöthig haben, die unglükliche Seite durch unsre Miltzsucht und Schwermüthigkeit zu vergrössern. Den armen Cottilus hört man, mitten unter so vielen Uebeln, bey einer beständig anhaltenden Krankheit und einem schmalen Auskommen niemals klagen. Seine Gleichmüthigkeit (die nur immermehr ein Mensch haben kann, der so wie er Stolz, Eitelkeit und Verstellung bestreitet, und der Natur folget,) kann gar nicht gestöret werden, weil sie keine Absichten mehr hat, darnach sie strebet.

Wenn man sich über nichts bekümmert, als was die Natur als unentbehrlich verlanget; so gelangt man zwar nicht eben zu Vermögen, aber doch dazu, wozu die Menschen durch den Erwerb eines Vermögens streben. Diese Gemüthsart wird nun so wol den Leib gesund, als die Seele ruhig erhalten. Cottilus siehet die Welt in ihrem Lermen mit eben der Verachtung an, womit ein nüchterner Mensch einen Besoffenen ansiehet. Wäre er damit zufrieden gewesen, womit er es hätte seyn sollen, spricht er; wie könnte doch dieser oder jener in diesen oder jenen Verdruß gerathen seyn? Hätte ein anderer seine Gebieterin so hoch geschätzet, als er sie hätte lieben sollen, so würde er ihr nicht ins Garn gekommen seyn. Hätte ihre Tugend einen Theil an seiner Leidenschaft gehabt, so würde ihre Leichtsinnigkeit seine Artzney gewesen seyn: sie hätte unmöglich zugleich untreu und liebenswürdig seyn können.

Weil wir uns nun keine beständige Gesundheit versprechen können: so wollen wir uns um eine solche

Gemüthsart bemühen, die bey dem Verfall derselben unser beßter Trost seyn kann. Uranius ist zu einer solchen Fähigkeit der Seelen gelanget, und hat sich selbst zu einer solchen Verachtung alles dessen, wovon der grosse Haufe des menschlichen Geschlechts bezaubert ist, erhoben, daß nichts als die heftigsten Schmerzen ihm eine Unruhe machen können: und gleichwol sagt er seinen vertrautesten Freunden, er habe ein Geheimniß, welches ihm eine schleunige Linderung dargegen verschaffe. Uranius ist so vollkommen von einem künftigen Leben überredet, und bemühet sich so aufrichtig, sich seines Vortheils darin zu versichern, daß er die Schmerzen nicht anders ansieht, als eine Beschleunigung seiner Schritte nach einer Heymat, wo er besser versorget seyn wird, als in dem itzigen Aufenthalte. An statt der schwermüthigen Betrachtungen, die andere in sich selbst erwekken können, wird er euch erzehlen, er habe es vergessen, daß er sterblich sey: ja er denkt auch nicht anders an sich, als ob er es nicht wäre. Er glaubt, daß er in seiner Geburt eine ewige Dauer angetreten habe, und er gesteht nicht einmal, daß der kurze Augenblikk des Todes eine Unterbrechung des Lebens sey; indem dieser nicht die Hälfte seines ordentlichen Schlafes daure. So ist nun sein Leben eine einträchtige und ungestörte Reihe anmuthiger Belustigungen, und mäßiger Sorgen, ohne Furcht und Hofnung des Künftigen. Die Gesundheit ist bey ihm mehr als das Vergnügen bey andern ist; und die Krankheit rührt ihn viel weniger, als andere eine kleine Unpäßlichkeit.

Ich

Ich muß es gestehen, wenn man das Leben nicht auf diese Art betrachtet, so kann niemand als ein dummer Kopf dasselbe mit einer mäßigen Geduld zubringen. Man nehme nur ein vornehmes Frauenzimmer von zarter Leibesbeschaffenheit, so wird man bemerken, daß sie von der Stunde an, da sie aufsteht, eine gewisse Mattigkeit bey allem, was um sie her vorgehet, empfindet. Ich weis mehr als eines, welches viel zu zart ist, als daß es vollkommlich leben sollte. Sie werden krank von solchen wunderlichen Leuten, die sie angetroffen haben. Der eine ist so ungeschickt, und ein anderer so unangenehm, daß es einer Strafe ähnlich sieht, nur dieselbe Luft mit ihnen zu athmen. Dieses ist auch so wahr, daß ein grosser Theil der Complimenten und der guten Lebensart unter dem Frauenzimmer ihre Unpäßlichkeiten betrift. Und ich will es über mich nehmen, zu erweisen, daß in einer Woche von dreyßigen nicht eine einzige zu finden sey, die nicht entweder bettlägerig, oder übel auf, oder doch ein klein wenig besser als sie vorher gewesen, seyn sollte: wenn nur die Cammerjungfern unserer Damen ein gewöhnliches Krankenverzeichniß machen wollten; so wie unsre Leichenschreiber ein Todtenregister zu halten pflegen.

Es ist gewiß, daß wir die Vergnügungen nicht für nöthig halten müssen, um unser Leben als ein beständiges Fest zuzubringen, sondern, wo möglich, eine beständige Gleichmüthigkeit zu erlangen. Es ist eben so niedrig, sich bey gutem Glükke in der Freude zu übernehmen, als in dem Unglükk niedergeschlagen zu seyn. Das Lachen in jener Beschaffenheit der Umstände, ist eben so unmännlich, als das Weinen in

dieser. Wir müssen unsre Gemüther nicht gewöhnen bey jeder Gelegenheit Entzükkungen zu erwarten; sondern sich aus der Befreyung von Schmerzen eine Freude zu machen. Ehrgeitz, Neid, heftige Begierde oder eine ungereimte Lustigkeit, übernimmt das Gemüthe, daß man sich selbst nicht mehr in der Nüchterkeit des Herzens erhalten kann, die über alle Belustigungen ist, und viel besser gefühlet als beschrieben wird. Aber der gerade Weg zum rechten Genuß des Lebens ist, wie ich glaube, dieser, daß man in Ansehung eines künftigen es für etwas geringschätziges halte. Ein gewisser Schriftsteller setzt dieses in ein vortrefliches Licht, wenn er mit einem philosophischen Mitleiden gegen das menschliche Leben folgendergestalt davon schreibt:

„Denn was ist diß Leben anders als ein Umlauf kleiner und nichtswürdiger Verrichtungen? „Wir legen uns nieder, und stehen wieder auf, ziehen uns an und aus, essen uns satt, und werden „hungrig, arbeiten oder spielen, und werden müde, „legen uns abermal nieder, und der Umlauf geht von „neuem wieder fort. Wir verbringen den Tag mit „Kleinigkeiten, und wenn die Nacht kömmt, so werfen wir uns in das Bette der Thorheit mitten unter Träumen, gebrochenen Gedanken und wilden „Hirngespinsten. Unsere Vernunft liegt eingeschläfert bey uns, und wir sind auf eine Zeitlang wie „unvernünftige Thiere, die in Ställen oder auf dem „Felde schlafen. Sind denn die menschlichen Fähigkeiten nicht grösser als so? und soll nicht ihr Ehrgeitz und seine Hofnung auf was bessers zielen?

„Laßt

„Laßt uns doch ein wenig in eine andere Welt aus-„schweifen! es ist zum wenigsten ein schönes und „edles Abentheuer, was wir dergestalt suchen; und „in der itzigen ist nichts unserer Gedanken oder Lei-„denschaften werth. Sollte es uns indessen mißlin-„gen; so sind wir noch nicht übler dran, als der Rest „unsrer Nebenmenschen: gelingt es uns aber in un-„srer Vermuthung, so sind wir ewig glükklich!“

Der Auswähler.
Achtes Stükk.

Unter allen ungereimten Wünschen, welche man in dem Umgange vorbringen höret, ist keiner einem wakkern oder wohlgezogenem Manne unanständiger, als wenn man sich jünger zu seyn wünschet als man ist. Ich habe beobachtet, daß dieser Wunsch gemeiniglich bey Erblikkung eines Gegenstandes geschieht, welcher uns das Bild einer vergangenen Handlung in das Gedächtniß bringt, dabey es uns keine Unehre ist, daß wir sie itzt nicht wiederholen können; oder auch bey einer solchen Sache, deren wir uns schämen mußten, da wir sie thaten. Es ist ein gewisses Zeichen eines närrischen und liederlichen Gemüths, wenn wir unsre Jugend bloß wegen der Stärke der Knochen und Sehnen vermissen, die wir ehmals in unsrer Gewalt hatten. Es ist eben so ungereimt für einen alten Mann, sich die Kräfte der Jugend zu wünschen, als es für einen Jüngling seyn würde, sich die Kräfte eines Ochsen oder eines Pferdes zu wünschen. Beyderley Wünsche sind gänzlich wider die Natur, die uns in allen Dingen leiten soll, welche nicht der Gerechtigkeit, den Gesetzen und der Vernunft zuwider sind. Allein, obgleich alle alte Leute ehmals jung gewesen, und alle junge hoffen alt zu werden: so scheint doch ein höchst unnatürlicher Mißverstand zwischen diesen beyden Schaubühnen des Lebens zu seyn. Dieser unglükkselige Mangel eines Umgangs mit einander, entsteht

von

von dem übermüthigen Stolz oder der vermessenen Erhebung der Jugend, und der unvernünftigen Kleinmüthigkeit, oder dem Mitleiden mit sich selbst bey den Alten. Ein junger Mensch, dessen Leidenschaft und Ehrgeiz nichts anders ist als tugendhaft und weise zu seyn, und ein Alter, der keine Neigung hat zu schwelgen und liederlich zu leben, werden ganz und gar nicht in dieser Betrachtung mit begriffen: doch die eingebildeten jungen Bürschgen, welche in die Fußstapfen ihrer Eltern treten; und die alten Narren, welche den frechen Stolz beneiden, worinn sie dieselben sehen, sind die Gegenstände unsrer gegenwärtigen Verachtung und Verspottung. Verachtung und Verspottung sind harte Worte: doch wie kann man einem jungen Menschen, der den sinnlichen Vergnügungen nachhängt, oder sie besitzt, Lehren geben; oder einem alten Manne bey dem Unvermögen und der Begierde, sie zu geniessen, sein Mitleid bezeugen? Wenn junge Leute an öffentlichen Orten merken, daß sie in ihrer Aufführung ihren Lüsten gänzlich überlassen sind: so können vernünftige Seelen nichts anders gewahr werden als ein verächtliches Alter, welches gewiß kommen muß, wenn sie nicht von dem Tode, mitten in ihren Thorheiten, gestöret werden. Wenn ein Alter den Verlust solcher Vergnügungen bedauret, welche vergangen sind; so zeiget er eine unnatürliche Neigung gegen dasjenige, was in dem ordentlichen Laufe der Vorsehung nicht zurükk gerufen werden kann. Der Zustand eines alten Mannes, welcher blos deswegen unzufrieden ist, daß er alt ist, ist am meisten ausser allen Schranken der gesunden Vernunft, und des Verstandes aller Wesen,

wovon wir nur irgend eine Nachricht haben, von dem höchsten Engel an bis auf den niedrigsten Wurm. Wie erbärmlich ist nicht die Betrachtung, wenn man einen alten wollüstigen Mann siehet, der auf den Lauf der Dinge, da alle Geschöpfe, ausser ihm und den Teufeln, der Ordnung der Vorsehung folgen, erzürnet, und fast der einzige Mißvergnügte in der Schöpfung ist. Doch lasset uns dasjenige ein wenig erwegen, was er durch die Anzahl der Jahre verlohren hat. Die Leidenschaften, welche er in der Jugend hatte, können nicht mehr so ausgeübet werden, als damals; allein die Vernunft ist itzt, ohne die Unruhe und Verwirrung von ihnen, weit mächtiger. Ein alter Edelmann, welcher eines Tages mit einem seiner Freunde einige alte Begebenheiten überlegte, die sie in ihrer Jugend mit einander gehabt hatten, rief in dem Gespräche aus: O Jakob! da waren noch gute Zeiten! Das ist wahr, versetzte sein Freund, aber mich dünkt, wir sind itzo weit ruhiger in unsern Geschäften als damals. Man sollte denken, es würde kein geringes Vergnügen seyn, daß man in seiner Reise schon so weit gekommen, daß man des Tages Hitze überstanden habe. Wenn das Leben an sich selbst ein Fieber ist, wie es denn in der frechen Jugend nichts anders ist: so sind die Vergnügungen desselben nichts anders als die Träume eines solchen Kranken; und es ist eben so ungereimt, die Rükkehr dieser Lebenszeit zu wünschen, als wenn ein gesunder Mensch über den Verlust der güldenen Schlösser, schönen Spatziergänge und blühenden Wiesen bekümmert seyn wollte, worinn er sich in dem unruhigen Schlummer, bey währendem Anfall der Krankheit, vergnügt zu haben erinnert.

Was

Was die vernünftigen und unserm Wesen anständigen Vergnügungen, die Gewißheit eines guten Nahmens, die Betrachtung eines andern Lebens, die Ehrerbietung und den Umgang mit wakkern Männern anbetrift: so werden unsre Fähigkeiten, solche zu geniessen, mit den Jahren immer grösser und grösser. Wenn nur die Gesundheit dauret; so ist der letzte Theil des Lebens in den Augen der Vernunft gewiß der allerbeßte, und am ersten zu erwehlen. Das Andenken einer wohlangewandten Jugend verursachet ein ruhiges, reines und edles Vergnügen in dem Gemüth; und diejenigen, welche so unglüklich sind, daß sie nicht mit Vergnügen auf ihre Jugend zurükk sehen können, mögen sich damit ein wenig trösten, daß sie nicht mehr der Versuchung unterworfen sind, ihre Thorheiten zu wiederholen, und daß sie dieselben itzo verachten.

Man hat gar artig gesagt: wer lange ein alter Mann seyn will, der muß zeitig anfangen, einer zu seyn. Es ist viel zu spät einem Dinge zu entsagen, wenn man desselben schon beraubet ist. Dahero ist es nöthig, daß wir den Verfolgungen der Jugend vor der Ankunft des Alters Abschied geben; denn sonst werden die sinnlichen Gewohnheiten in unserer Einbildungskraft bleiben, wenn gleich unsre Glieder denenselben nicht mehr dienen können. Der arme Kerl, welcher seinen Arm in der letzten Belagerung verlohren, wird euch sagen, daß er alle Morgen, wenn es kalt ist, im Invalidenhause einen Schmerz in seinen Fingern fühlet, die doch in Schlesien begraben sind.

Die thörichte Neigung in der fröhlichen und galanten Welt zu erscheinen, und um geringer Vortreflichkeiten wegen gelobt zu werden, macht, daß die Jugend das Alter verachtet, und daß die Alten so ungern die Eigenschaften der Jugend verlassen. Allein dieses kehret bey beyden Geschlechtern alle Dinge um, und verwandelt die natürliche Einrichtung unserer Seelen, welche nur nach dem, was Natur und Vernunft sagen, etwas gut heissen und verwerfen sollen, in ein Hirngespinst und in eine Verwirrung.

Das Alter bey einer tugendhaften Person aus beyderley Geschlecht, führet ein Ansehen mit sich, welches ihm einen Vorzug vor allen Vergnügungen der Jugend giebt. Wenn das Beyspiele von Vergnügungen sind, daß man gegrüsset, bedienet, und mit Ehrerbietung um Rath gefragt wird; so kann solches einem tugendhaften hohen Alter niemals fehlen. Bey der Erzählung der Unvollkommenheiten und Vortheile der jungen und späten Jahre eines Menschen sind sie in ihrem Zustande so nahe bey einander, daß es, wie mich dünkt, unglaublich seyn müßte, einen so wenigen geneigten Umgang unter ihnen anzutreffen. Wenn wir die Jugend und das Alter in Ansehung der Verwandtschaft des Todes betrachten, so ist die Jugend durch weit mehrere Zufälle dem Tode näher als das Alter. Welcher Jüngling kann wol eher als ein alter Mann sagen: Er werde diese Nacht überleben? Die Jugend fällt viel eher in Krankheiten; ihre Unpäßlichkeiten sind weit gewaltsamer und ihre Genesung ist zweifelhafter. Es ist wahr, die Jugend hoffet viel mehrere Tage; dieß kann ein Alter nicht. Der Jugend Hofnung aber

ist übel gegründet; denn was ist wol thörichter, als auf eine Ungewißheit einiges Vertrauen zu setzen? Jedoch, ein alter Mann hat nicht so viel zu hoffen, indessen ist er doch glükkseliger als ein junger Mensch. Er hat dasjenige bereits genossen, was der andere noch hoffet. Der eine wünschet sich lange zu leben; der andere hat lange gelebt. Allein ach! ist wol eine Sache in dem menschlichen Leben, deren Dauer lang genennt werden könnte? Nichts, was sich enden muß, ist seiner Länge wegen etwas werth. Wenn Stunden, Tage, Monathe und Jahre weggehen; so ist nichts daran gelegen, in welchem Tage, Monathe oder Jahre wir sterben. Einem guten Schauspieler gebühret sein Lob, in welchem Auftritt des Schauspiels er auch abgeht. So verhält sichs auch mit dem Leben eines vernünftigen Menschen. Ein kurzes Leben ist ihm hinlänglich genug, sich als einen rechtschaffenen und tugendhaften Mann zu beweisen. Wenn er aufhöret, dergleichen zu seyn; so hat er schon zu lange gelebt: indem er es aber ist, so hat es bey ihm nicht viel zu bedeuten, wie lange er es seyn soll; wenn er es nur bis an das Ende seines Lebens ist.

Der Auswähler.
Neuntes Stükk.

Der Mensch ist durch die Beschaffenheit der Menschlichkeit selbst unzählichen Sorgen und Bekümmernissen unterworfen, und dennoch häufen wir immer Schmerzen mit Schmerzen, und vergrössern die allgemeine Noth durch ein unbarmherziges Verfahren unter einander; als ob die Natur nicht so schon das menschliche Leben mit genugsamen Trübsalen durchwirket hätte. Das Gewicht der natürlichen Betrübniß eines jeden Menschen wird durch den Neid, die Bosheit, die Verrätherey oder das Unrecht seines Nächsten noch vermehret. Und in der Zeit, da ein Sturm das ganze menschliche Geschlecht anfällt, so begegnen wir uns untereinander selbst noch grausam.

Die Hälfte des menschlichen Elendes könnte vertilget werden, wenn die Menschen den allgemeinen Fluch, dem sie unterworfen sind, sich durch gegenseitige Dienste des Erbarmens, der Gutwilligkeit und Menschlichkeit erleichtern wollten. Eben deßwegen brauchen wir nichts so sehr in uns selbst und in andern zu ermuntern, als diejenige Gemüthsverfassung, die wir in unserer Sprache Gutherzigkeit nennen.

Die Gutherzigkeit ist im Umgang viel angenehmer als der Witz, und giebt dem Gesicht eine gewisse Gestalt, die viel liebenswürdiger ist als die Schönheit. Sie zeigt die Tugend in ihrem schönsten Lichte, sie mindert gewisser massen die Häßlichkeit

keit des Lasters, und macht so gar die Thorheit und Unbesonnenheit erträglich.

Keine Gesellschaft, kein Umgang kann in der Welt ohne ein gutes Herz erhalten werden; wenigstens muß an dessen Stelle etwas ihm ähnlich scheinendes kommen, das dessen Abgang ersetzt. Aus dieser Ursache sind die Menschen gezwungen worden, eine Art einer künstlichen Menschlichkeit zu erdenken, welches eben das ist, was wir zu leben wissen, nennen. Denn wenn wir den Begrif untersuchen, den wir uns von diesen Wörtern machen, so werden wir finden, daß es nichts anders als eine Nachahmung und Nachäffung der Gutherzigkeit; oder anders zu sagen, daß es eine Leutseligkeit, Gefälligkeit und Willfährigkeit sey, die in eine Kunst verwandelt worden.

Dieser Augenschein der Menschlichkeit machet einen Menschen bey allen Leuten ungemein beliebt, wenn er sich würklich auf ein gutes Herz gründet, ohne dieses aber gleicht er der Heucheley in der Religion, oder einer blossen Form der Heiligkeit, welche, wenn sie entdekkt wird, einen Menschen noch abscheulicher macht, als die offenbahre Gottlosigkeit.

Die Gutherzigkeit überhaupt wird mit uns gebohren. Die Gesundheit, die Glükseligkeit, und ein gütiges Bezeigen von allen Menschen, sind grosse Gönner derselben, wo sie sie finden; nichts aber ist vermögend, sie zu erzwingen, wo sie nicht von selbsten wächst. Sie ist eine von den Beseligungen eines glükklichen Naturells; die Auferziehung kann sie verbessern, aber nicht hervorbringen.

Xenophon erhebet allezeit in der Lebensgeschichte seines erdichteten Prinzen, den er andern Fürsten

zum

zum Muster darstellt, desselben Menschenliebe, oder die Gutherzigkeit seines Helden, welche er, wie es scheint, mit auf die Welt gebracht hatte; er giebt auch verschiedene merkwürdige Proben davon, in seiner Kindheit so wol als in vielen Stellen seines fernern Lebens an. Ja auf seinem Todbette stellet er ihn uns vor, als wenn er sich gefreuet hätte, daß, da seine Seele zu demjenigen gienge, der sie gemacht hätte, sein Leib indessen mit der allgemeinen Mutter, der Erden, sollte vereinigt, und auch noch dadurch dem menschlichen Geschlecht nutzbar werden. Und eben deßwegen befiehlt er seinen Söhnen ernstlich, daß sie seinen Körper nicht in Gold oder Silber einschliessen, sondern so bald er würde verschieden seyn, in die Erde legen sollten.

Ein Beyspiel einer so übergrossen Gütigkeit, einer so überflüßigen Menschenliebe, hätte keinem Schriftsteller in den Sinn kommen können, dessen Seele nicht selbst voll erhabener Begriffe, und mit einer allgemeinen Neigung gegen die Menschen erfüllt gewesen.

In der berühmten Stelle des Sallustius, darin er den Cäsar und den Cato in ein so schönes, doch verschiedenes Licht stellt, bemerken wir, daß der Charakter des Cäsars gänzlich auf die Gutherzigkeit gegründet ist; wie solches in allen Stükken gegen seine Freunde und Feinde, Bedienten oder Untergebenen, den Schuldigen und Elenden erhellet. Der Charakter des Cato ist vielmehr erschreklich als liebenswürdig. Die strenge Gerechtigkeit scheint mehr der göttlichen, und die Gnade der menschlichen Natur gemäß zu seyn. Denn ein Wesen, welches in sich

selbst

selbst nichts hat, das einer Verzeihung bedürfte, mag auch einen jeden Menschen nach seinen Werken lohnen; aber derjenige, dessen allerbeßte Thaten doch mit einer gewissen Nachsicht müssen vergolten werden, der kann nicht allzu milde, mäßig und gern verzeihend seyn. Daher ist unter allen abscheulichen Abrissen der menschlichen Natur keiner so verhaßt, noch auch in der That so ungemein lächerlich, als eine strenge unerbittliche Gemüthsart in einem nichtswürdigen Menschen.

Diese Gutherzigkeit nun, welche in dem Verzeihen und Uebersehen der Fehler besteht, muß deßwegen ausgeübet werden, daß wir uns selbst Recht wiederfahren lassen, und dieß so wol im gemeinen Umgange, als in den Begebenheiten des Lebens: denn in den öffentlichen Verwaltungen der Gerechtigkeit, könnte das Erbarmen gegen einen Menschen oftmals wol eine Grausamkeit gegen andere seyn.

Es ist bereits zum Sprüchwort geworden, daß gutherzige Leute nicht allezeit die witzigsten Köpfe sind. Diese Anmerkung hat meiner Meynung nach, in der Natur keinen Grund. Die sinnreichsten Leute, mit denen ich umgegangen bin, sind wegen ihrer Leutseligkeit berühmt. Daher glaube ich, diese Anmerkung mag aus zweyerley Ursachen entstanden seyn. Erstlich: weil ein böses Gemüth bey den meisten für Klugheit gehalten wird. Eine stachlichte Redensart kützelt vielerley kleine Leidenschaften bey denen, die sie hören, so daß sie insgemein wohl aufgenommen wird. Sie erwekt das Lachen, und der Mensch, welcher sie gesagt, wird für einen verschmizten Spötter gehalten. Dieß mag wol eine Ursache seyn, warum so viele angenehme

genehme Leute in Gesellschaften so entsetzlich matt und stumpf erscheinen, wenn sie sich etwa bemühen, im Drukk lustig zu seyn: Die Welt ist billiger, als besondere Zusammenkünfte, und unterscheidet besser, was Witz und was Bosheit ist.

Eine andere Ursache, warum an dem Witze gutherziger Leute zuweilen gezweifelt wird, ist vielleicht diese, weil sie geneigt sind, sich durch solche Unglüksfälle oder Unvollkommenheiten zum Mitleiden bewegen zu lassen, die andere Menschen lächerlich machen, damit man sie für sinnreich halte. Der boßhafte Mensch nimmt sich ein weiter Feld vor, darinn er ausschweifen kann; er entdekt in der menschlichen Natur die Fehler, welche der andre gern verdekken möchte; er verlacht Laster, die der andre entweder entschuldigt oder verbirgt; er stösset Betrachtungen aus, die der andere unterdrükkt, er fällt ohne Unterscheid auf Freund und Feind, er bringt seine Wohlthäter in Gefahr, und kurz, er verwirft nichts, welches ihm den Nahmen eines sinnreichen Kopfes erwerben kann. Derohalben ist es kein Wunder, daß es ihm besser gelingt als dem gutherzigen Mann; so, wie eine Person, die sich unrechtmäßiger Künste bedienet, viel leichter reich werden kann, als ein redlicher Kaufmann.

Der

Der Auswähler.
Zehentes Stükk.

Im vorigen Blatt handelte ich von der Gutherzigkeit, in so weit sie eine Wirkung der Leibesbeschaffenheit ist: itzo will ich von ihr, als von einer sittlichen Tugend reden. Die erste kann einen Menschen bey sich selbst ruhig und bey andern angenehm machen; sie giebt aber demjenigen, der sie besitzt, keine Verdienste. Ein Mensch ist dieserwegen nicht mehr zu loben, als wenn er einen ordentlichen Puls oder einen guten Magen hat. Dem ohngeachtet ist diese von der Leibesbeschaffenheit herrührende Gutherzigkeit, welche ein gewisser Dichter das milchichte Wesen des Blutes nennet, ein vortreflicher Grund zu der andern. Um also zu untersuchen, ob unsere Gutherzigkeit entweder von dem Leibe oder von der Seele herrühre, ob sie in dem thierischen oder in dem vernünftigen Theile unsers Wesens gegründet sey, mit einem Wort, ob sie etwas mehr zum Augenmerk habe, als das geheime Vergnügen und die Zufriedenheit der Seele, welche ihr wesentlich eigen ist, und die freundliche Aufnahme, die sie uns in der Welt verschaffet: so müssen wir sie nach folgenden Regeln prüfen.

Erstlich, ob sie in Gesundheit und Krankheit, in Glükk und Unglükk beständig und gleichförmig wirket? Wenn es anders geht, so kann sie für nichts anders, als für eine Erleuchtung der Seele von einem neuen Zufluß der Lebensgeister, oder für einen bessern

Umlauf

Umlauf des Geblüts angesehen werden. Franz Bakon erwähnt eines verschlagenen Anwalds, welcher niemals vor Tische einen grossen Mann um eine Gewogenheit bat, sondern seine Bitte bis zu einer Zeit aufschob, da derjenige, den er um etwas bitten wollte, sein Gemüth von Sorgen befreyt hatte, und mit gutem Appetit speisete. Eine solche überhingehende und nur eine Zeitlang währende Gutherzigkeit, ist nicht diejenige Philanthropie oder Menschenliebe, welche den Titel einer sittlichen Tugend verdienet.

Das nächste Mittel, seine Gutherzigkeit zu prüfen, ist, daß man betrachtet, ob sie nach den Vorschriften der Vernunft und Pflicht wirket. Denn, wenn sie ohngeachtet ihrer allgemeinen Wohlgewogenheit gegen die Menschen, keinen Unterschied unter ihren Gegenständen macht; wenn sie sich gleich durch, gegen Würdige und Unwürdige äussert; wenn sie so wol dem Faullenzer als dem Armen hilft; wenn sie sich dem ersten ergiebt, der um sie anhält, und mehr von ungefähr als aus guter Wahl auf einen fällt: so kann sie wol für einen angenehmen natürlichen Trieb gehalten werden; sie muß aber nicht den Namen einer sittlichen Tugend annehmen.

Die dritte Probe der Gutherzigkeit wird seyn, daß wir uns selbst untersuchen, ob wir geschikt sind oder nicht, sie zu unserm eignen Nachtheil zu zeigen, und sie bey den gehörigen Gegenständen anzuwenden, wenn uns gleich einige kleine Mühe, ein Schaden, oder einige Beschwerlichkeit daher entstehen möchte: mit einem Wort, ob wir gern einen Theil von unserm Vermögen, unserer Ehre, unserer Gesundheit

und Ruhe zum Beßten des menschlichen Geschlechts wagen wollen. Unter allen diesen Zeichen der Gutherzigkeit will ich nur dasjenige herausnehmen, was unter dem allgemeinen Nahmen der Mildthätigkeit begriffen wird: welche darinn besteht, daß man den Dürftigen hilft; weil sie eine Probe von dieser Art ist, welche sich uns fast zu allen Zeiten und an allen Orten darbeut.

Ich will es einem jeden, welcher etwas mehr Vermögen hat, als er zu dem nöthigen Unterhalt gebrauchet, als eine Regel vorschreiben, einen gewissen Theil seines Einkommens für die Armen bey Seite zu legen. Dieses würde ich als ein Opfer für Denjenigen ansehen, welcher ein Recht zu dem Ganzen hat, das zum Beßten derjenigen angewandt wird, die auf Erden seine Stelle vertreten. Zu eben der Zeit müssen wir unsre Mildthätigkeit so klüglich und vorsichtig anlegen, daß wir nicht unsern eignen Freunden oder Anverwandten Schaden zufügen, indem wir denjenigen gutes erweisen, die Fremde gegen uns sind.

Dieses wird vielleicht besser durch ein Beyspiel, als durch eine Vorschrift können erläutert werden.

Eugenius ist ein Mann von einer allgemeinen Gutherzigkeit, und weit über sein Vermögen großmüthig, doch dabey in der Einrichtung seines Hauswesens so klug, daß dasjenige, was durch die Gutthätigkeit aufgeht, durch seine gute Haushaltung wiederum eingebracht wird. Eugenius hat nach der gemeinen Sage zwey Tausend Reichsthaler jährliche Einkünfte, er selbst schätzet sich aber niemals über Achtzehnhundert; weil er dafür hält, daß er kein

Recht zu dem zehnten Theile habe, den er allezeit zu guten Werken widmet. In dieser Summe setzet er noch freywillig oftmals vieles hinzu, so daß er in einem guten Jahre, denn so nennt er diejenigen, in welchen er mehrere Wohlthaten als gewöhnlich, hat erzeigen können, diese Summe zweymal an Kranke und Arme gegeben hat. Eugenius schreibt sich selbst viele Fasttage vor, um seine eigene Armencasse zu bereichern, und leget dasjenige, was er sonst ordentlich in dieser Zeit ausgegeben haben würde, zum Beßten der Armen bey Seite. Er geht oftmals an einen Ort zu Fuß, wo er seiner Geschäfte halber hin muß, und wenn er seinen Gang ausgerichtet hat, so giebt er der ersten nothdürftigen Person, die ihm begegnet, die acht Groschen, die er für einen Fiaker würde haben geben müssen. Ich habe gesehen, daß er manchmal, wenn er in die Comedie hat gehen wollen, das Geld, welches er dazu bestimmt, an einen nothleidenden Menschen gewandt, den er auf der Strasse angetroffen, und hernach den Abend bey einem guten Freunde vor dem Camin mit mehrerm Vergnügen zugebracht, als er von der auserlesensten Ergezlichkeit der Schaubühne würde empfunden haben. Durch dieses Mittel ist er freygebig, ohne sich arm zu machen, und genießt seines Vermögens, da er es an andere wendet.

Es sind wenige Menschen von so eingeschränktem Vermögen, daß sie nicht auf diese Art mildthätig seyn könnten, ohne sich im geringsten zu schaden, und ihrer Familie nachtheilig zu seyn. Man darf nur blos eine Vergnügung oder Bequemlichkeit den Armen zum Beßten aufopfern, und den gewöhnlichen

Lauf seiner Ausgaben in einen bessern Canal leiten. Dieses ist, meinem Bedünken nach, nicht allein das klügste und bequemste, sondern auch das verdienstlichste Liebeswerk, das wir ausüben können. Auf diese Art theilen wir gewisser massen die Noth mit den Armen, zu eben der Zeit, da wir ihnen beyspringen, und machen uns nicht allein zu ihren Wohlthätern, sondern auch zu Gefährten ihres Elendes.

Thomas Brown sagt in dem letzten Theil seiner Religion eines Arztes, wo er seine Mildthätigkeit in unterschiedlichen heroischen Beyspielen beschreibet, und mit einer edlen Gemüthsregung des Verses aus den Sprüchwörtern Salomo erwähnt: „Wer „sich des Armen erbarmet, leihet dem Herren." In diesem einzigen Spruche ist mehr Beredsamkeit, als in einer ganzen Bibliothek von Predigten: und gewiß, wenn diese Sprüche eben so nachdrüklich von dem Leser verstanden würden, als sie von dem Verfasser vorgebracht werden; so bedürfen wir diese Bände voll Lehren nicht, sondern könnten durch einen kurzen Auszug tugendhaft werden.

Diese Stelle in der Schrift ist in der That sehr überredend: doch dünkt mich, es werde eben der Gedanke im neuen Testament noch weiter getrieben, wenn uns unser Heyland auf eine sehr nachdrükliche Art saget, daß er es an jenem Tage, als Dienste, die wir ihm selbst geleistet, ansehen, und darnach belohnen wolle, wenn wir die Nakkenden gekleidet, die Hungrigen gespeiset, und die Gefangenen besuchet haben. Ich erinnere mich irgendwo eine Grabschrift eines mildthätigen Mannes angetroffen zu haben, welche diesen Stellen der heiligen Schrift gemäß war,

und mich sehr vergnügte. Auf die eigentlichen Worte kann ich mich nicht besinnen; doch der Verstand ist ohngefähr so: Was ich verzehret, habe ich verlohren; was ich besessen, habe ich andern gelassen; was ich weggegeben, habe ich mir aufgehoben.

Weil ich so unvermerkt auf die heilige Schrift gekommen bin, so kann ich nicht umhin, einen Auszug von einigen Stellen zu machen, die ich stets mit grossem Vergnügen im Buche Hiob gelesen habe. Sie sind eine Nachricht, welche der heilige Mann von seiner Aufführung in seinem Wohlstande giebt; und wenn man sie nur als ein bloß Menschenwerk ansieht, so sind sie eine schönere Abbildung von einem mildthätigen und gutherzigen Mann, als man bey irgend einem andern Schriftsteller antrift.

„O daß ich wäre wie in den vorigen Monden, „in den Tagen, da mich Gott behütete: da seine „Leuchte über meinem Hause schien, und ich bey sei„nem Lichte durch die Finsterniß gieng: da der All„mächtige noch mit mir war, und meine Kinder um „mich her waren: da ich meine Tritte in Butter „wusch, und die Felsen mit Oelbächen gossen. Wes„sen Ohr mich hörte, der preiste mich selig, und wes„sen Auge mich sah, der rühmte mich. Denn ich „errettete den Armen, der da schrie, und den Way„sen, und den der keinen Helfer hatte. Der Segen „deß, der verderben sollte, kam über mich, und ich „erfreuete das Herz der Wittwen. Ich war des „Blinden Auge, und des Lahmen Fuß. Ich war „ein Vater der Armen, und welche Sache ich nicht „wußte, die erforschte ich. Ich weinte ja in der har„ten Zeit, und meiner Seele jammerte der Armen.

„So

„So wäge man mich auf rechter Wage, so wird „Gott meine Frömmigkeit erfahren. Habe ich das „Recht meines Knechts oder meiner Magd verachtet, „wenn sie eine Sache wider mich hatten, was wollte „ich thun, wenn Gott sich aufmachte? und was „würde ich antworten, wenn er mich heimsuchte? „Hat ihn nicht auch der gemacht, der mich in Mut„terleibe machte, und ihn im Leibe eben so wol zube„reitet hat? Habe ich den Dürftigen ihre Begierde „versaget, und die Augen der Wittwen verschmach„ten lassen? Habe ich meinen Bissen allein gegessen, „und hat der Wäyse nicht auch davon gegessen? „Habe ich jemand umkommen sehen, weil er kein „Kleid hatte, und den Armen ohne Dekke gehen las„sen? Haben mich nicht seine Seiten gesegnet, da „er von den Fellen meiner Lämmer erwärmet ward? „Habe ich mit meiner Hand über den Wäysen ge„fahren, weil ich mich im Thore sah, und Macht „zu helfen hatte: so falle meine Schulter von der „Achsel, und mein Arm breche von der Röhren. „Habe ich mich gefreuet, wenn es meinem Feinde „übel gieng, und habe mich erhoben, daß ihn Un„glükk betreten hatte? Denn ich ließ meinen Mund „nicht sündigen, daß er seiner Seele einen Fluch „wünschte. Draussen mußte der Gast nicht blei„ben, sondern ich that dem Wanderer meine Thür „auf. Wird mein Land wider mich schreyen, und „werden seine Furchen mit einander weinen? Habe „ich meine Früchte unbezahlt gegessen, und das Leben „der Akkerleute sauer gemacht: so wachsen mir Di„steln für Weitzen, und Dornen für Gersten.“

Der Auswähler.
Eilftes Stükk.

Die Menschen betrügen sich in nichts so sehr, als darinn, was man gemeiniglich den Eyfer nennet. Es verstekken sich so mancherley Leidenschaften darunter, und es entsteht so viel Unheil daraus, daß viele so weit gegangen sind, und behauptet haben: es würde zum Heyl des menschlichen Geschlechts weit besser gewesen seyn, wenn derselbe niemals unter die Zahl der Tugenden wäre gerechnet worden. Es ist gewiß, gegen einmal, da der Eyfer löblich und vernünftig ist, pflegt er hundertmal lasterhaft und irrig zu seyn. Es kann auch nicht anders seyn, wenn wir nur erwegen wollen, daß er in allen Religionen, sie mögen auch noch so sehr wider einander laufen, ja in allen besondern Sekten einer jeden Religion ins besondere mit gleicher Wuth geschäftig ist.

Einige von den jüdischen Rabbinen berichten, daß der erste Mord durch einen Religionsstreit veranlasset worden; und wenn wir die ganze Geschichte des Religionseyfers von Cains Tagen her bis auf unsre Zeiten haben sollten: so würden wir dieselbe mit so vielen Schauspielen von Mord und Blutvergiessen angefüllet sehen; daß ein weiser Mann furchtsam werden würde, sich einem solchen Triebe zu überlassen, zumal wenn die Frage blosse Meynungen und Gedanken betrift.

Ich wollte wünschen, daß ein jeder Eyferer sein Herz durch und durch untersuchen möchte; und ich bin

bin versichert, er würde oft finden, daß dasjenige, was er einen Eyfer für seine Religion nennet, nichts anders als Stolz, Eigennutz oder Bosheit sey. Ein Mensch, der von andern in Meynungen unterschieden ist, setzet sich in seinen Gedanken über denselben, und will in verschiedenen Stükken für weiser und gelehrter gehalten seyn. Dieses ist nun einem Hochmüthigen ein grosser Antrieb, und giebt ihm einen scharfen Sporn zu demjenigen, was er seinen Glaubenseyfer nennt. Und daß sich dieses sehr oft zutrage, das sehen wir aus dem Betragen einiger, die am heftigsten für die Orthodoxie eifern, die oft mit sehr lasterhaften und übelgesitteten Leuten grosse Freundschaft und Vertraulichkeit pflegen, wenn selbige nur in Glaubenspunkten mit ihnen übereinstimmen. Die Ursach ist, weil der Irrgläubige einem tugendhaften Mann den Vorzug giebt, und einen guten Christen in dem größten Werthe hält; da er doch selbst zu dieser Vollkommenheit nicht gelangen kann. Im Gegentheil ist es gewiß, wenn unser Eyfer wahrhaftig und rechtschaffen ist, so müssen wir auf einen Sünder weit mehr zürnen, als auf einen Ketzer: weil es verschiedene Fälle giebt, die diesen letztern vor seinem grossen Richter entschuldigen können; keinen einzigen aber, womit sich der erste entschuldigen könnte.

Der Eigennutz ist gleichfals ein grosser Aufhetzer, und stürzet manchen unter dem Schein des Glaubenseifers in Verfolgung. Aus diesem Grunde finden wir niemand so fertig und bereit, den wahren Gottesdienst mit Feuer und Schwerdt fortzupflanzen, als diejenigen, die ihre augenscheinlichen Vortheil

theil dabey finden. Doch ich will das Wort Eigennutz hier in weitläuftigerm Verstande nehmen, da es so wol unser geistliches Heyl und unsre Seeligkeit als unsre zeitliche Wohlfarth betrift. Ein Mensch ist froh, wenn er viele auf seiner Seite hat, weil sie ihm in seinen besondern Meynungen zur Verstärkung dienen. Ein jeder Neubekehrter ist gleichsam ein neuer Beweißgrund seines Glaubens. Er bildet sich dabey ein, daß seine Grundsätze eine Ueberzeugung bey sich führen, und desto gewisser wahr sind, wenn er findet, daß sie der Vernunft anderer Leute eben so gemäß sind als seiner eigenen. Daß nun diese Gemüthsart einen Menschen oft zu der Einbildung verführe, daß er einen besondern Eyfer habe, das erhellet aus dem gemeinen Betragen der Atheisten, die ihre Meynungen mit eben so vieler Hitze behaupten und ausbreiten als diejenigen, die da glauben, sie thäten es blos aus Eyfer vor die Ehre Gottes.

Die Bosheit ist noch eine neue fürchterliche Nachäfferin des Eyfers. Mancher gute Mann hat eine natürliche Galle und Feindseligkeit im Herzen, die zwar einigermassen durch die Religion unterdrükket und gedämpfet worden; aber allen Zwang abwirft und in aller ihrer Wuth raset, wenn sie einigen Vorwand findet, auszubrechen, welcher nur mit den Pflichten des Christenthums nicht zu streiten scheinet. Der Religionseyfer ist also ein grosses Vergnügen für einen boshaften Mann; weil er ihn überredet, er thue Gott einen Dienst, indem er der Neigung eines verkehrten rachgierigen Gemüths ein Genügen thut. Eben daher finden wir, daß die meisten Blutbäder und Verwüstungen, die in der Welt erhöret

worden,

worden, ihren Ursprung von einem vorgegebenem rasenden Religionseyfer gehabt haben.

Ich sehe es gern, wenn ein Mensch in einer guten Sache eyfrig ist, und sonderlich, wenn sein Eyfer sich zeiget, gute Sitten fortzupflanzen und die Glükkseligkeit der Menschen zu befördern. Allein, wenn ich finde, daß die Werkzeuge, womit er umgeht, Galgen und Rad, Galeeren und Kerker sind; wenn er die Leiber der Menschen gefangen legt, ihre Güter einzieht, ihre Familien ausrottet, und die Körper verbrennet, um die Seelen zu retten: so kann ich mich nicht enthalten, von einem solchen, er selbst denke nun von seinem Glauben und seiner Religion, was er immer wolle, zu sagen: Sein Glaube ist eitel, und seine Religion ist fruchtlos.

Nachdem ich von diesen falschen Eyferern in der Religion gehandelt habe, so kann ich nicht umhin, einer ungeheuren Art von Menschen zu erwähnen, von denen man nicht glauben sollte, daß sie in der Welt anzutreffen wären, wenn sie nicht im täglichen Umgang gefunden würden, ich meyne die Eyferer in der Atheisterey. Wer sollte sichs einbilden, daß diese Leute, welche in allen andern Stükken bey denen, die eine Religion haben, zu kurz kommen, sie gleichwol in diesem Stükke übertreffen, und von dem einzigen Fehler frey seyn würden, der aus der unbedachtsamen Hitze in Religionssachen zu entspringen scheint. Allein, so sieht man, daß der Unglaube mit eben so vieler Wuth und Heftigkeit, mit eben so vielem Zorn und Grimm fortgepflanzet wird, als ob das Heyl der Menschen darauf beruhete. Es ist in dieser Art der Eyferer so was lächerliches und verkehrtes anzu-

treffen, daß man nicht weis, wie man sie mit ihren gehörigen Farben abschildern soll. Sie sind eine Art von Klopffechtern, die immer in Waffen stehen, ob sie gleich um nichts streiten. Sie winken unaufhörlich ihren Freunden, zu ihnen überzugehen; ob sie gleich dabey gestehen, daß keiner von ihnen bey dem Handel etwas gewinnen wird. Kurz, der Eyfer, die Atheisterey auszubreiten, ist, wenn es anders möglich ist, noch viel abgeschmakter und ungereimter als die Atheisterey selbst.

Weil ich dieses unverantwortlichen Eyfers, der an Gottesleugnern und Ungläubigen erscheinet, Erwähnung gethan habe: so muß ich ferner bemerken, daß sie gleichfals auf eine besondere Art von dem Geist des Aberglaubens besessen sind. Sie sind von Meynungen eingenommen, die voller Widerspruch und Unmöglichkeit sind: doch zu gleicher Zeit sehen sie eine jede Schwierigkeit bey einem Glaubensartikel als eine zulängliche Ursache an, denselben zu verwerfen. Begriffe, die der gesunden Vernunft gemäß sind, und mit den Meynungen des menschlichen Geschlechts zu allen Zeiten und bey allen Völkern übereinstimmen, nicht einmal zu gedenken, daß sie auch auf die Beförderung der Glükkseligkeit der Gesellschaften oder einzelner Personen abzielen: diese Begriffe, sage ich, werden als Irrthümer und Vorurtheile verspottet; und hergegen machet man an ihrer statt Lehrgebäude, die ganz ungeheuer und unvernünftig sind, ja die allerausschweifendste Leichtgläubigkeit erfordern, wenn man sie annehmen soll. Ich wollte doch einen von diesen abergläubischen Ungläubigen fragen: wenn man alle die grossen Lehrsätze

der

der Atheisterey zum Grunde setzte, als da sind, daß die Welt durch einen blinden Zufall entstanden; daß ein denkendes Wesen aus Materie bestehe; daß die Seele sterblich sey; daß unser künstlich gebauter Leib von ohngefehr so gebildet worden; daß die Körper von sich selbst bewegt werden und eine Schwere haben, u. d. m. und sie nach der Meynung der berufensten Atheisten als ein rechtes Glaubensbekenntniß zusammenfügte, nachmals aber dieses Glaubensbekenntniß irgend einem Volke in der Welt aufdringen wollte; so frage ich sie, ob nicht ein unendlich grösseres Maaß des Glaubens dazu gehören würde, als zu irgend einem andern Artikel, dem sie sich so gewaltig widersetzen? Man erlaube mir also, daß ich diese Herren zu ihrem eigenen und dem gemeinen Beßten erinnern möge, doch zum wenigsten mit sich selbst einstimmig zu handeln, und nicht für den Unglauben voll Eyfer und für die Unvernunft voll Aberglauben zu brennen.

Der Auswähler.

Zwölftes Stükk.

Als ich gestern Abend nach Hause kam, so fand ich einen Brief von meinem werthen Freunde, dem Geistlichen. Er meldet mir, daß ihm der letzte Theil meiner vorigen Betrachtung besonders wohl gefallen habe. Dabey hatte er zugleich folgenden Aufsatz mit eingeschlossen, welchen ich, wie er verlangte, als die Folge von diesen Gedanken bekannt machen sollte. Er besteht theils aus nicht gemeinen Anmerkungen, theils aus solchen, die bereits gebraucht, aber noch nicht in ein rechtes Licht gesetzet worden.

Ein Gläubiger mag wol von dem verstoktesten Gottesläugner entschuldiget werden, daß er sich bemüht, ihn zu bekehren; weil er es in Absicht auf ihrer beyden Nutzen thut. Der Gottesläugner aber ist nicht zu entschuldigen, der sich bestrebet einen Gläubigen zu gewinnen; weil er weder sich selbst noch dem Gläubigen einen Nutzen durch eine solche Bekehrung zu verschaffen suchet.

Die Vorstellung eines künftigen Lebens ist der geheime Trost und die Erquikkung meiner Seele. Sie machet, daß die ganze Natur um mich herum munter und freudig aussieht. Sie verdoppelt alle meine Vergnügungen, und stärket mich in allen meinen Trübsalen. Ich kann die Widerwärtigkeiten und Unglükksfälle, Schmerzen und Krankheit, den Tod selbst, und was noch ärger ist als der Tod, den

Verlust

Verlust derjenigen, die mir auf der Welt am liebsten sind, mit Gleichgültigkeit ansehen, so lange ich die Freude der Ewigkeit und dasjenige Leben vor Augen habe, in welchem weder Furcht noch Schrekken, weder Sorge noch Pein, weder Krankheit noch Trennung mehr seyn werden. Warum will jemand so unverschämt dienstfertig seyn, und mir beybringen, alles dieses sey eine blosse Einbildung und lauter Blendwerk? ist es irgends so was schönes, ein Botschafter böser Zeitungen zu seyn? Wenn es ein Traum ist, so lasse man mich desselben geniessen, weil er mich so wol zu einem glükseligern als auch bessern Menschen macht.

Ich muß gestehen, ich weiß nicht, wie ich mich einem Menschen anvertrauen könnte, der weder Himmel noch Hölle, oder mit andern Worten, eine künftige Belohnung oder Bestrafung glaubt. Nicht allein die natürliche Selbstliebe, sondern auch die Vernunft treibt uns an, unsern eigenen Nutzen über alle Dinge zu befördern. Es kann niemals einem Gläubigen zum Nutzen gereichen, wenn er mir übels thut; weil er versichert ist, daß er selbst einen Verlust dadurch findet, wenn er einmal Rechenschaft geben muß. Hingegen, wenn er seine eigene Wohlfarth bey der Aufführung gegen mich betrachtet: so wird ihn dieses dahin leiten, daß er mir alles Gute thut, was er mir nur thun kann, und ihn zugleich abhalten, mir einiges Unrecht zu thun. Ein Ungläubiger handelt nicht als ein vernünftiges Geschöpfe, wenn er mir wider seinen gegenwärtigen Nutzen wohl will, oder mich nicht unglüklich macht, wenn es zu seinem gegenwärtigen Vortheil gereichet. Die Ehre und

Gutherzigkeit können ihm zwar wol die Hände binden; allein, wie diese durch die Vernunft und gewisse Grundsätze erst recht gestärket werden, so sind sie ohne dieselben nur ein blosser Trieb, oder zweifelhafte unbestimmte Begriffe, welche sich auf nichts gründen.

Der Unglaube ist in den letzten Jahren mit so gutem Erfolge angegriffen worden, daß man ihn aus allen seinen Aussenwerken getrieben hat. Der Gotteslåugner hat sich auf seinem Posten nicht halten können, und ist derowegen zur Deisterey geflüchtet, wo er bloß die geoffenbarte Religion in Zweifel zieht. Doch so viel ist gewiß, die größte Anzahl von dergleichen Leuten machen diejenigen, welche aus Mangel einer tugendhaften Erziehung, oder der Untersuchung der Gründe der Religion so wenig von der vorhabenden Sache wissen, daß ihr Unglaube bloß ein anderer Nahme ihrer Unwissenheit ist.

Wie Thorheit und Unbedachtsamkeit die Gründe des Unglaubens sind, so sind die grossen Säulen und Stützen derselben entweder eine Eitelkeit, daß man klüger zu seyn scheinen will als andere Menschen; oder eine Prahlerey mit seiner Herzhaftigkeit, daß man das Schrekken einer andern Welt verachten könne, welches einen so grossen Einfluß bey denjenigen hat, welche sie schwache Geister nennen; oder auch ein Abscheu dasjenige zu glauben, was sie von vielen Ergetzlichkeiten abhalten kann, welche sie sich vorsetzen, und was sie mit Gewissensangst über diejenigen anfüllen muß, welche sie bereits geschmekket haben.

Die

Die angenommenen Hauptartikel des kristlichen Glaubens sind durch das Ansehen der göttlichen Offenbahrung, in welcher sie enthalten sind, so klärlich bewiesen worden, daß es unmöglich ist, daß diejenige, welche Ohren haben, zu hören, und Augen, zu sehen, nicht davon überzeugt werden sollten. Jedoch, wenn es möglich wäre, daß in der kristlichen Religion etwas irriges seyn könnte: so kann ich doch nicht finden, daß einige üble Folgerungen daraus entstehen, wenn man demselben anhängt. Die wichtigen Punkte der Menschwerdung und des Leidens unsers Heylandes, bringen natürlicher Weise solche Neigungen zur Tugend in dem Gemüthe eines Menschen hervor; daß, gesetzt, sage ich, es wäre möglich, daß wir darinnen irren könnten, der Ungläubige selbst wenigstens gestehen muß, keine andere Religionsverfassung könne zur Erhebung und Beförderung guter Sitten würklich so viel beytragen. Sie geben uns hohe Begriffe von der Würdigkeit der menschlichen Natur, und von der Liebe, welche das höchste Wesen gegen seine Geschöpfe trägt, und verbinden uns folglich, unsere Pflichten gegen Gott, gegen unsern Nächsten und gegen uns selbst auf das genaueste auszuüben. Wie viel edle Beweisgründe hat nicht der heilige Paulus aus diesen Hauptlehren unserer Religion, zur Beförderung eines tugendhaften Lebens in diesen dreyen Hauptstükken gezogen? Um nur von einer jeden Art ein einziges Beyspiel zu geben; was kann wol für ein stärkerer Bewegungsgrund zu einem festen Vertrauen, und einer sichern Zuversicht auf die Barmherzigkeit unsers Schöpfers gefunden werden, als daß er uns seinen Sohn gegeben

ben hat, für uns zu leiden? Was kann uns mehr antreiben, selbst den allerunansehnlichsten Menschen zu lieben und hochzuschätzen, als der Gedanke, daß Christus für ihn gestorben sey? oder was kann uns zu einer genauern Beobachtung der Reinigkeit unsrer Herzen mehr bewegen, als dieses, daß wir Christi Glieder und ein Theil von derjenigen Gesellschaft sind, von welcher eine unbeflekte Person das Haupt ist? Doch dieß ist bloß eine Probe von den vortreflichen Aufmunterungen zum tugendhaften Leben, welche der Apostel aus der Geschichte unsers Seligmachers genommen hat.

Wenn unsere heutige Ungläubige diese Dinge mit derjenigen Aufrichtigkeit und Ernsthaftigkeit betrachteten, welche sie verdienet, so würden wir sie nicht mit so vieler Bitterkeit, mit so vielem Stolz und so vieler Bosheit handeln sehen. Sie würden nicht solche nichtsbedeutende Spottreden, Einwendungen und Zweifel aufbringen, dergleichen wider alle Dinge können gemacht werden, die keines mathematischen Beweises fähig sind; um die Gemüther der Unwissenden ungewiß zu machen, die öffentliche Ruhe zu stören, gute Sitten zu verderben, und alle Sachen in Verwirrung und Unordnung zu bringen. Wenn keine von diesen Betrachtungen bey ihnen etwas ausrichten kann: so ist noch eine vorhanden, die es vielleicht thun wird, weil sie nach ihrer Eitelkeit eingerichtet ist, wodurch sie mehr als durch ihre Vernunft geleitet zu werden scheinen. Ich wollte ihnen also zu betrachten geben, daß die klügsten und beßten Leute zu allen Zeiten in der Welt diejenigen gewesen sind, welche nach der Religion ihres Landes

gelebt haben, wenn sie darinn nichts wider die guten Sitten und die beßten Erkenntnisse, die sie von dem göttlichen Wesen hatten, gesehen haben. Des Pythagoras erste Regel hält uns an, die Götter so zu verehren, als es durch die Gesetze verordnet ist. Sokrates, welcher so wol wegen seiner Weisheit als Tugend der berühmteste unter den Heyden war, verlanget in seiner letzten Stunde, daß seine Freunde dem Aeskulap einen Hahn bringen sollen; ohne Zweifel aus einer unterthänigen Ehrerbietung gegen den eingeführten Gottesdienst seines Landes. Xenophon erzehlet uns, daß sein Prinz, den er als ein Muster der Vollkommenheit vorstellet, da er seinen herannahenden Tod merkte, auf den Bergen dem persischen Jupiter und der Sonne, nach der Gewohnheit der Perser, Opfer brachte; wie dieses die Worte des Geschichtschreibers sind Ja die Epikuräer und die Weltweisen, welche vorgeben, daß alles aus Sonnenstäubgen entstanden, zeigen in diesem Stükk eine besondere Bescheidenheit. Denn obgleich das Wesen eines Gottes wider die Verfassung ihrer Naturlehre lief, so begnügten sie sich doch, nur die Vorsehung zu läugnen; da sie zu eben der Zeit das Daseyn der Götter überhaupt bestätigten; weil sie den gemeinen Glauben der Menschen, und die Religion ihres Landes nicht angreifen wollten.

Der Auswähler.

Dreyzehentes Stükk.

Das ist ein sehr unglükklicher Mensch, der sichs vornimmt von dem grossen Haufen bewundert zu werden, oder der einen allgemeinen Beyfall bey allen Menschen ohne Unterscheid davon zu tragen gedenket. Was die Gottseligen das Zeugniß eines guten Gewissens nennen, das sollte billig das Maaß unserer Ehrliebe in diesem Stükke seyn, das ist, ein verständiger Mann sollte das Lob der Unverständigen verachten, und keines Dinges wegen gerühmet zu werden trachten, als was er in seinem Herzen verdient zu haben versichert wäre. Ausserdem muß auch die Beschaffenheit dessen, der euch lobet, erwogen werden, ehe man seiner Hochachtung einigen Werth beylegt. Das Lob eines Unwissenden ist nichts anders als eine Gutherzigkeit, und man muß also seine Zuneigung annehmen, in so weit er ein guter Nachbar in der bürgerlichen Gesellschaft ist; nicht aber, als ob er ein guter Richter unsrer Handlungen, im Absehn auf Ruhm und Ehre wäre.

Es ist ein Zeichen eines liederlichen und übelgeordneten Gemüths, sich von dem gemeinen Beyfall aller Menschen ohne Unterscheid einnehmen zu lassen; und ein tugendhafter Mensch sollte viel zu ekel zu einer solchen häßlichen Ehrsucht seyn. Ehrliebende Leute sollten sich nur bemühen, rechtschaffenen Männern zu gefallen, und ein Mensch, der Verdienste hat, sollte sich nur bey seines gleichen beliebt zu machen

chen suchen. Ich hielt es für einen edeln Gedanken, den ich gestern in einer Gesellschaft hörte. „Ich „weis, sagte ein gewisser Edelmann, einen Weg „grösser zu seyn als jemand: hat er Verdienste an „sich, so kann ich mich vergnügen, daß er mir über„legen ist; und dieses Vergnügen ist eine grössere „That meiner Seele, als irgend eine, die mir von „ihm in die Augen fallen kann.“ Dieser Gedanke konnte nur aus einem rechtschaffenen und großmüthigen Geiste entstehen, und der Beyfall solcher Gemüther allein, kann für ein wahres Lob angesehen werden: denn bey dem gemeinen Schlage der Menschen ist nichts ruhmwürdig, als woran sie selbst Theil zu nehmen oder zu erlangen hoffen können.

Der preiswürdigste Bewegungsgrund ist, wenn das Gemüthe weit geneigter ist löbliche Dinge zu thun, als nach Ehre zu streben. Wo diese Aufrichtigkeit, als der Grund zu einem guten Naturell anzutreffen ist, da wird die gute Meynung bey tugendhaften Leuten eine zwar ungesuchte aber nothwendige Folge derselben seyn. Die Lacedemonier waren ein einfältiges Volk, welches nach keiner Artigkeit im Aeusserlichen strebte; und gleichwol hatten sie eine gewisse Zärtlichkeit in ihrer Empfindung von der Ehre, und opferten den Musen, wenn sie etwas grosses unternehmen wollten. Sie liessen auch das Andenken ihrer Thaten durch die aufrichtigsten und unverdächtigsten Geschichtschreiber auf die Nachwelt fortpflanzen. Das Geräusche, welches die Siege und öffentliche Triumphe machen, ist bey weitem so viel nicht werth, als die Erzählungen von den Thaten grosser Leute in dem Munde weiser und ehrliebender Geschicht-

schreiber. Es ist ein nichtswürdiges Vergnügen, das Wunder eines starrenden Pöbels zu seyn: allein den Beyfall eines rechtschaffenen Mannes in den kalten Betrachtungen seiner Studierstube zu haben; das ist eine Ergezlichkeit, die einem heroischen Geiste wohl ansteht. Der Zuruf des gemeinen Haufens macht den Kopf schwindlicht; aber das gute Zeugniß eines vernünftigen Mannes macht das Herz froh.

Was die Liebe eines pöbelhaften und allgemeinen Lobes noch lächerlicher macht, ist dieses, daß dasselbe oft durch gewisse Umstände erhalten wird, die mit den Personen, die man bewundert, nichts zu thun haben. Daher sind diese Lobsprüche insgemein die Gefährten der Macht und des Reichthums, die man aus der Hand des einen nehmen, und einem andern geben kann. Die gute Anwendung, nicht aber der Besitz, macht diese äusserliche Dinge ehrwürdig. Der Pöbel sowol als der verständige Mann bewundern andre, weil sie etwas haben, was sie selbst lieber besitzen möchten: der Weise nur preiset den, welchen er für den Tugendhaftesten hält; und der übrige Theil der Welt denjenigen, der am reichesten ist.

Wenn ein Mensch diese Gedanken heget, so weis ich nicht, was ihm ungeheurer vorkommen kann, als daß aufrichtige Leute ihre Dienste und Bemühungen denen anbiethen, die den freyen Künsten gar nicht zugethan sind. In diesen Fällen ist so wol das Lob auf einer, als die Beschützung auf der andern Seite gleich auslachenswürdig. Zueignungsschriften an unwissende Männer sind sehr ungereimt. Eine solche Anrede läßt sich in andern Worten ausdrükken, und

wenn

wenn man die verschiedenen Partheyen recht genau betrachtet hat, so sagt überhaupt die Lobschrift nichts mehr, als wenn der Schriftsteller zu seinem Patron spräche: Mein lieber Herr, wir beyde können einander niemals verstehen, daher wünsche ich, daß wir inskünftige gute vertraute Freunde seyn mögen.

Der Reiche möchte eben so gut von den Armen etwas borgen gehen, als ein Mann, der Tugend und Verdienste besitzt, auf eine Erhöhung seines Ruhms hoffen kann; wofern er sie nicht bey seines gleichen suchen will. Derjenige, welcher einen andern lobet, verpfändet so viel von seinem eigenen Ruhm, als er der angepriesenen Person beyleget. Und derjenige, welcher nichts löbliches an sich selber hat, ist nicht im Stande einen solchen Bürgen abzugeben. Der weise Phocion war so überzeuget, wie gefährlich es sey, dasjenige, was die Menge lobet, gut zu heissen, daß er, bey einem allgemeinen Zuruf des Pöbels, da er eine Rede gehalten hatte, sich zu einem verständigen Freunde, der nahe bey ihm stand, wandte, und mit einer erstaunten Stellung fragte: Was habe ich für einen Fehltritt begangen?

Ich schliesse dieses Blatt mit einem Briefe, der in meine Hände gefallen ist, und von einem Edelmann an ein Frauenzimmer geschrieben worden, das ihn sehr gelobet hatte. Der Verfasser desselben ist vormals ihr Liebhaber gewesen. Als aller mögliche Umgang zwischen ihnen, so viel die Liebe betraf, aufgehoben war: so sprach sie so vortheilhaft von ihm, daß er zu diesem Schreiben veranlasset ward.

Madame,

Ich müßte gewiß auf eine recht dumme Art unempfindlich seyn, wenn ich Ihnen meine Erkenntlichkeit zu bezeugen unterlassen könnte, da Sie neulich meiner mit so vielem Lobe Erwähnung gethan haben.

Es ist, wie mich dünkt, Dero Schiksal mir neue Empfindungen zu erregen: denn wie Sie mir vormals den Trieb der wahrhaften Liebe eingeflößt, so erweken Sie in mir itzo den Trieb zur wahren Ehre. Wie die Begierde den geringsten Antheil an der Neigung hatte, die ich zu Ihnen trug: also hat auch die Eitelkeit keinen Theil an der Ehrliebe, die Sie in mir angefeuert haben. Unschuld, Erkenntniß, Schönheit, Tugend, Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, das sind die beständigen Zierrathe der Person, die dieses von mir gesaget hat. Das Gerüchte ist eine Schwätzerin; ich aber bin zu der höchsten Ehre in dieser Welt gelanget, nemlich zu dem guten Zeugnisse der verdienstvollesten Person, welche darinn zu finden ist.

Der Auswähler.

Vierzehentes Stükk.

Eines Tages stand ich und sah mitten in einer Stube einen Vater unter einer ansehnlichen Familie von seinen Kindern sitzen. Meinem Bedünken nach, konnte ich in seinen Gebehrden verschiedene Bewegungen des Vergnügens beobachten, nachdem er seine Augen auf eines oder das andere von ihnen warf. Der Mann ist eine solche Person, die in ihren Absichten, was die Beförderungen und den künftigen Wohlstand seiner Kinder anbetrift, sehr mäßig ist; und weil er ein ziemliches Vermögen hat, so ist er eben nicht bekümmert, es zu vergrössern. Sein ältester Sohn ist ein Kind, das einen sehr geschikten Kopf hat. So sehr ihn aber der Vater auch liebet: so wolte ich doch wol behaupten, daß er niemals zur Vermehrung seines Vermögens ein Betrüger seyn werde. Ich kenne keinen Menschen, der einen richtigern Begrif von dem Leben hat, oder sich wider die Furcht der Armuth und die Hofnung eines Gewinnes besser verwahret, als die Person, von der ich rede. Es ist bey denen Eltern, die eine Menge Kinder haben, etwas gewöhnliches, daß sie alle die grossen Bedienten des Landes aus ihrer eigenen Heerde nehmen. Ein Mann sieht oftmals in den Gemüthsgaben seines eigenen Kindes so was erstaunendes, daß nichts zu groß ist, welches er nicht von seiner Geschiklichkeit erwarten könnte. Ich kenne eine ehrliche Frau, welche nur drey Söhne hat. Diese erwartet,

tet, wie sie saget, nichts gewisser, als daß sie den einen als Hofprediger, den andern als Richter, und den dritten als Leibartzt sehen wird. Das Lustigste ist, daß eine Sache, die nur irgend eines Menschen Kinde begegnen kann, von einem jeden für sein eignes Kind erwartet wird. Mein Freund aber, von dem ich geredet habe, schmeichelt sich nicht mit solcher vergeblichen Hofnung, sondern hat seine Augen mehr auf die Tugend und gute Erziehung seiner Kinder gerichtet, als auf ihr Glükk und Vermögen. Gute Sitten können eines Menschen Güter und Ehre gewiß vergrössern, gegentheils aber wird der Ueberfluß des Vermögens allem Ansehen nach keine gute Gemüthsneigungen hervorbringen.

Es ist einem Menschen von einer gütigen Gemüthsart ganz natürlich, daß er sich mit demjenigen unterhält, was ihm seine Einbildung von dem künftigen Zustande seiner Kinder verspricht, und daß er sich vorstellet, was sie für eine Figur in der Welt machen werden, wenn er dieselbe verlassen hat. Wenn seine Vorstellungen von dieser Art angenehm sind, so bringt ihm seine Liebe bey, als wenn solches eine Verlängerung seines eigenen Lebens wäre: und wenn ein wohl verdienter Mann noch in seinem Sohne leben kann, so ist diß ein Vergnügen, welches nicht geringer ist als die Hofnung sein eignes Leben fortzusetzen. Der Mensch ist glükklich, welcher von seinem Sohne glauben kann, daß er die Thorheiten und Fehler vermeiden werde, welcher er selbst schuldig ist; und daß er alles dasjenige fortsetzen und verbessern werde, was schätzbar an ihm gewesen. Die Fortsetzung seiner Tugend muß weit höher geachtet wer-

den,

den, als die Verlängerung seines Lebens. Es ist aber unter allen Betrachtungen die betrübteste, wenn man denkt, daß der Erbe von jemandes Vermögen ein solcher Mensch ist, welcher gegen seine Freunde fremde thut, nicht eben die Absichten hat, und ein Beförderer aller derjenigen Dinge ist, die er selbst mißbilliget. Ein Gut in dem Besitz eines solchen Nachfolgers eines redlichen Mannes ist schlimmer, als wenn er wüste läge; und die Familie, deren Haupt er ist, ist in einem kläglichern Zustande, als wenn sie schon erloschen wäre.

Wenn ich den angenehmen Rittersitz meines geehrten Freundes Rurikola besuche, und aus einem Zimmer in das andere gehe, wobey ich mich vieler annehmlichen Begebenheiten und der Ausdrükkungen vieler richtigen Gedanken, die ich von ihm gehöret habe, erinnere; dann aber seinen Erben, einen ungeschikten dummen Kerl, in Verwirrung und Bestürzung sehe, wenn er dem Freunde seines Vaters in seinem Hause eine Ehre anthun will: so kann ich die Betrübniß, welche mir solches machet, nicht genugsam aussprechen. Der Mangel einer natürlichen Fähigkeit ist keinem Menschen zuzurechnen; doch der Mangel der Höflichkeit ist eines Menschen eigene Schuld. Der Sohn des Rurikola, dessen Leben ein beständiger Zusammenhang edler Thaten und großmüthiger Neigungen war, ist ein Gesellschafter besoffener Bauren, und kennet keine andere Empfindung vom Lobe, als die er in der Schmeicheley findet, welche er von seinen Bedienten erhält. Seine Vergnügungen sind schlecht und unordentlich; seine Sprache ist niedrig und säuisch; seine Aufführung

grob und abgeschmakkt. Soll ein solches Geschöpf für den Nachfolger eines tugendhaften, vernünftigen und wohlerzogenen Mannes gehalten werden? Zu eben der Zeit, wenn ich einen so betrübten Anblikk von dem Hause habe, wo ich meinen alten Freund vermisse, so darf ich nur zu eines andern Edelmanns Hause nicht weit davon gehen, woselbst er eine Tochter hat, die sein völliges Ebenbild so wol am Leibe als am Gemüthe ist; beydes aber durch die Schönheit und Sittsamkeit, die ihrem Geschlechte besonders zukömmt, noch erhoben hat. Sie ersetzet der Welt den Verlust ihres Vaters; sie ist, ohne seinen Nahmen und seine Güter, eine bessere und wahrhaftigere Abbildung von ihm, als ihr Bruder, welcher ihm in beydem gefolget ist. Ein solcher Abkömmling, als der älteste Sohn meines Freundes ist, stellet seinen Vater eben so vor, als es die Erscheinung seines Geistes thun würde. Es ist in der That Rurikola; allein es ist Rurikola, der fürchterlich geworden ist.

Ich weiß nicht, wem ich die unbändige und viehische Art, welche dieser junge Mensch angenommen hat, zuschreiben soll: es wäre denn einer gewissen Strenge und Entfernung, welche sein Vater gegen ihn gebraucht hat. Diese mag vielleicht ein Misfallen an der Lebensart bey ihm verursachet haben, welche ihm nicht durch Freyheit und Freundlichkeit beliebt gemacht worden ist.

Wir können es uns versprechen, daß kein solcher Auswuchs in dem Geschlechte der Cornelier erscheinen werde, wo der Vater mit seinen Söhnen, als ihr ältester Bruder lebet, und die Söhne sich mit

ihm unterreden, als wenn sie es aus keiner andern Ursache thäten, als weil er der Weiseste unter ihren Bekannten ist. Da die Cornelier berühmte Kaufleute sind, so ist ihr gutes Verständniß unter einander so wol allen denjenigen, welche sie kennen, als auch ihnen selbst nützlich. Ihre Freundschaft, Wohlgewogenheit und leutselige Dienstfertigkeit, sind so wol als ihr Vermögen mit einander verbunden; so daß niemand sich den einen verbindlich macht, welcher nicht dagegen die Erkenntlichkeit von allen vervielfältigt erlangt.

Es ist der schönste Gegenstand, welchen die Augen eines Menschen sehen können, wenn man gewahr wird, daß ein wohlverdienter Mann und sein Sohn in einem vollkommenen genauen Verständniß leben. Die gegenseitige Freundlichkeit und Zuneigung gegen einander, giebt allen denenjenigen, welche sie kennen, ein unaussprechliches Vergnügen. Sie ist eine ungemeine Lust, welche dadurch wächst, daß sie zusammen daran Theil nehmen. Sie ist so heilig als die Freundschaft; so angenehm als die Liebe; und so freudig als die Religion. Dieser Zustand des Gemüths zerstreuet nicht allein die Sorgen, welche ohne denselben ausnehmend seyn würden; sondern erweitert auch das Vergnügen, welches sonst verächtlich seyn würde. Die gleichgültigste Sache hat Stärke und Schönheit, wenn sie von einem liebreichen Vater gesagt wird; und eine nichts zu bedeutende Kleinigkeit ist von einem Nachdrukk, wenn sie von einem gehorsamen Sohne vorgebracht wird. Ich weis nicht, wie ich es nennen soll, doch dünkt mich, ich

könne

könne es eine fortgepflanzte Selbstliebe heissen. Alles Vergnügen oder Leiden, welches einem Mann begegnet, wird bloß in so weit angesehen, als es ihn nach der Gemeinschaft betrift, die er mit andern hat. Selbst die Ehre eines Mannes erhält einen neuen Werth bey ihm, wenn er denkt, daß man sich, wenn er schon im Grabe liegt, noch erinnern werde, solche That sey durch dieses oder jenes Menschen Vater verrichtet worden. Solche Betrachtungen versüssen den Abend eines alten Mannes, und seine Unterredung mit sich selbst vergnügt ihn, wenn er zu sich selbst sprechen kann: Kein Mensch kann meinen Kindern vorsagen, daß ihr Vater entweder unbarmherzig oder ungerecht gewesen. Mein Sohn wird manchen Mann antreffen, der zu ihm sagen wird, ich bin deinem Vater verbunden gewesen, und mein Kind soll lebenslang ein Freund deines Kindes seyn.

Es steht nicht in aller Menschen Gewalt, ihren Nachkommen einen vornehmen Nahmen, oder ein grosses Vermögen zu hinterlassen; sie können aber doch viel beytragen, daß sie arbeitsam, redlich, tapfer und gerecht sind. Es stehet in eines jeden Menschen Gewalt, seinem Sohne die Ehre zu hinterlassen, daß er von einem tugendhaften Manne herstammet, und den Segen des Himmels zu demjenigen hinzuzulegen, was er ihm hinterläßt. Ich will diese zusammen geraften Gedanken mit einem Briefe an einen vortreflichen jungen Menschen von meinen Bekannten endigen, welcher kürzlich einen wakkern Vater verlohren hat.

Hoch=

Hochgeehrter Herr,

Ich weis keinen Umstand in dem ganzen Leben, der verdrießlicher ist als die Pflicht, andern Trost zu geben. Ich will mich also darinn nicht einlassen; denn ich muß eurer Traurigkeit beypflichten. Die tugendhaften Meynungen, welche ihr von dem vortreflichen Manne erhalten, den ihr verlohren habt, haben, wie sie denn auch mußten, schon so viel bey euch gewirket, daß sie einen jungen Menschen von drey und zwanzig Jahren ganz trostlos machen, obgleich er in den Besitz eines grossen Vermögens kömmt. Ich zweifle nicht, ihr werdet sein Andenken durch einen mäßigen Genuß seiner Güter ehren, und es für unwürdig halten, über sein Grab zu triumphiren, indem ihr dasjenige zur Ueppigkeit, zum Fressen und Saufen anlegt, was er mit so viel Fleiß, Klugheit und Geschiklichkeit zusammengebracht hat. Diß ist der sicherste Weg, die Empfindung zu zeigen, welche ihr über euren Verlust habt, und das Unglükk anderer bey dieser Gelegenheit hinweg zu nehmen. Ihr könnt euren Vater durch eure Betrübniß nichts wieder zurük rufen, ihr könnt ihn aber durch eure Aufführung bey seinen Freunden wieder lebend machen.

Der Auswähler.
Funfzehentes Stükk.

Es ist ungemein viel daran gelegen, daß man die Neigungen der Kinder zur Gottseligkeit gewehnet, welche selten in einem Gemüthe erstirbt, das einmal mit derselben recht angefüllet ist. Ob sie gleich eine Zeitlang durch die Sorgen der Welt, die Hitze der Jugend und die Lokkspeisen der Laster gedämpfet zu seyn scheint: so bricht sie doch überhaupt bald wiederum aus, und entdekt sich so gleich wieder, so bald nur die Vernunft, Ueberlegung, das Alter oder das Unglükk einen Menschen zu sich selbst gebracht haben. Dieses Feuer kann wol überschüttet und bedekket, aber nicht gänzlich ausgelöschet und gedämpfet werden.

Die Mäßigkeit, Nüchternheit und Gerechtigkeit sind kalte, leb- und geschmakklose Tugenden, und dieser Zustand wird weit besser Philosophie als Religion genennet. Die Gottseligkeit eröfnet den Verstand zu grossen Begriffen und füllet ihn mit weit erhabnern Gedanken an, als in der allererhabensten Wissenschaft nur immer können gefunden werden; und sie erhitzt und treibt zu gleicher Zeit die Seele weit mehr an, als ein sinnliches Vergnügen.

Einige Schriftsteller haben beobachtet, daß der Mensch von der thierischen Welt mehr durch Gottesfurcht unterschieden wird, als durch die Vernunft; weil einige Thiere in ihren Handlungen etwas sehen lassen, welches einem schwachen Stral von Vernunft

nunft gleich kömmt: da sich hingegen in keinem einzigen Umstande ihrer Aufführung etwas entdekket, welches die geringste Verwandtschaft mit der Gottesfurcht hätte. Es ist gewiß, die Neigung des Gemüths zum Gottesdienst, die natürliche Begierde der Seele, zu einem höhern Wesen in Gefahr und Unglükk seine Zuflucht zu nehmen; die Dankbarkeit gegen einen unsichtbaren Oberherrn, welche in uns entsteht, wenn wir einige ausserordentliche und unverhofte Wohlthaten empfangen; die Handlungen der Liebe und Bewunderung, wodurch die Gedanken der Menschen so wundersam entzükket werden, wenn man die göttlichen Vollkommenheiten erwegt; und die allgemeine Uebereinstimmung aller Völker unter dem Himmel, in dem Hauptpunkte der Anbethung zeiget klärlich: daß die Gottesfurcht oder der Gottesdienst eine Wirkung einer alten Sage von dem ersten Stifter des menschlichen Geschlechts her seyn muß, oder daß sie dem natürlichen Licht der Vernunft gemäß ist, oder von einem der Seele selbst eingepflanztem Triebe herrühret. Ich meines Theils sehe alles dieses als zusammenstimmende Ursachen an: doch welche man auch von diesen als den Grundsatz des Gottesdienstes angeben will, so zeigen sie doch klärlich auf ein höchstes Wesen, als den ersten Urheber davon.

Ich will bey einer andern Gelegenheit die besondere Art und Weise der Gottesfurcht betrachten, welche uns von dem Christenthum gelehrt worden: hier aber will ich nur beobachten, in was für Irrthümer eben dieser göttliche Grundsatz uns zuweilen bringt, wenn er nicht durch die gesunde Vernunft

regiert wird, welche uns als eine Führerin bey allen unsern Handlungen gegeben ist.

Die beyden grossen Irrthümer, worinn uns eine übel verstandene Gottesfurcht stürzen kann, sind die Schwärmerey und der Aberglaube.

Man findet keinen traurigern Gegenstand, als einen Menschen, dessen Kopf durch eine andächtige Schwärmerey verwirrt ist. Eine Person, welche verrükt ist, ob es gleich nur aus Hochmuth oder Bosheit geschehen, ist ein sehr tödtlicher Anblikk für das menschliche Geschlecht. Allein, wenn die Krankheit von einem unvernünftigen Eyfer in der Gottseligkeit, oder von einer gar zu grossen Anstrengung des Gemüths in Beobachtung seiner übelverstandenen Pflichten herrühret: so verdienet sie unser Mitleiden noch auf eine besondere Art. Wir können dem ungeachtet doch diese Lehre daraus ziehen, daß, weil die Gottesfurcht selbst, von welcher man nicht glauben sollte, daß sie zu hitzig seyn könnte, das Gemüth verwirren kann, wenn ihre Hitze nicht durch Vorsichtigkeit und Klugheit gemäßigt ist, wir also ganz besonders darauf bedacht seyn sollen, unsre Vernunft so kalt zu erhalten als es nur möglich ist, und uns in allen Theilen des Lebens vor dem Einfluß der Leidenschaft, der Einbildungskraft und der Leibesbeschaffenheit in Acht nehmen.

Wenn die Gottesfurcht nicht unter der Bothmäßigkeit der Vernunft steht, so ist sie sehr geschikt in eine Schwärmerey auszuschlagen. Wenn die Seele findet, daß sie von ihrer Andacht gar zu sehr entzündet ist: so ist sie ungemein geneigt zu glauben, daß dieses nicht von ihr selbst angeflammet, sondern von

von etwas göttlichem in ihr aufgeblasen sey. Hängt sie diesen Gedanken gar zu sehr nach, und findet ein Vergnügen an der aufgehenden Leidenschaft; so stürzet sie sich endlich selbst in eingebildete Entzükkungen und Begeisterungen: und wenn sie sich einmal einbildet, sie sey unter dem Einfluß einer göttlichen Eingebung, so ists kein Wunder, wenn sie die menschlichen Ordnungen verachtet, und sich weigert, sich nach einer eingeführten Art der Religion zu bequemen, weil sie meynet, sie werde von einem weit höhern Führer geleitet.

So wie die Schwärmerey eine Art der Ausschweifung in der Andacht ist; so ist der Aberglaube eine Ausschweifung nicht allein der Andacht, sondern der Religion überhaupt selbst. — Ein Schwärmer in der Religion ist einem hartnäkkigen Bauer, ein Abergläubischer einem albern Hofmann gleich. Die Schwärmerey hat etwas von Unsinnigkeit und der Aberglaube etwas von Thorheit an sich. —

Nichts ist in den Augen der Menschen so rühmlich, und zieret die menschliche Seele so sehr, des unendlichen Nutzens zu geschweigen, welcher daher entsteht, als eine feste, beständige und männliche Gottesfurcht. Die Schwärmerey und der Aberglaube aber sind Schwachheiten der menschlichen Vernunft, welche uns der Verspottung und dem Hohngelächter der Ungläubigen bloß stellen, und uns weit unter die unvernünftigen Thiere setzen, welche umkommen.

Der Auswähler.

Sechzehentes Stükk.

In meinem letzten Blatt habe ich einige Gedanken von der Gottesfurcht überhaupt entworfen; und nunmehr will ich zeigen, was die vernünftigsten Heyden für Begriffe hievon gehabt haben: wie solche in Platons Gespräch vom Gebeth, der andere Alcibiades genannt, vorgestellet werden. Die redenden Personen in diesem Gespräch, sind Sokrates und Alcibiades; und der Innhalt desselben, wenn man die Verwikkelungen und Ausschweifungen mit einander hinwegnimmt, folgender:

Indem Sokrates seinen Untergebenen, den Alcibiades, antrift, da er eben seine Andacht verrichten will, und bemerket, daß seine Augen mit vieler Ernsthaftigkeit und Aufmerksamkeit auf die Erde gerichtet sind: so saget er zu ihm, er hätte Ursache bey dieser Gelegenheit tiefsinnig zu seyn, weil es möglich wäre, daß sich ein Mensch durch sein eigenes Gebeth ein Uebel zuziehen könnte, und daß diejenigen Sachen, welche ihm die Götter nach seinem Bitten gewähreten, zu seinem Verderben gereichen könnten. Dieses, saget er, kann nicht allein geschehen, wenn ein Mensch um dasjenige bittet, wovon er weis, daß es seiner Natur nach schädlich ist; wie Oedipus die Götter ersuchet, Uneinigkeit unter seinen Söhnen zu stiften: sondern auch, wenn er dasjenige bittet, wovon er glaubet, daß es ihm gut seyn würde, und wiederum wovon er glaubet, daß es ihm zum Scha-

den gereichen würde. Der Weltweise zeiget, daß dieses nothwendig unter uns geschehen müsse, weil die meisten Menschen durch Unwissenheit, Vorurtheil oder Leidenschaften verblendet sind, welche sie verhindern, dasjenige zu sehen, was ihnen wirklich heylsam ist. Er fraget z. E. den Alcibiades, ob er nicht ungemein vergnügt seyn würde, wenn derjenige Gott, welchen er anrufen wollte, ihm verspräche, ihn zum Herrn der ganzen Welt zu machen. Alcibiades antwortet ihm, daß er allerdings ein solches Versprechen als die größte Gewogenheit ansehen würde, die ihm nur erzeiget werden könnte. Darauf fragte ihn Sokrates: Ob er sein Leben gern verlieren wollte, wenn er diese grosse Gewogenheit erhalten hätte, oder ob er sie annehmen wollte, wenn er gleich gewiß wüßte, daß er sie übel brauchen würde? Auf beyde Fragen antwortete Alcibiades mit Nein. Hierauf zeiget ihm Sokrates aus anderer Beyspiel, wie dieses sehr wahrscheinlich die Wirkungen eines solchen Glükks seyn könnten. Weiter setzet er hinzu, daß auch die andern vermeyntlichen Arten des Glükks, nemlich einen Sohn zu haben, oder die höchste Stelle in dem Staat zu bekleiden, eben dergleichen unglükklichen Folgen unterworfen sind. Dem ungeachtet, sagt er, streben doch die Menschen darnach, und würden nicht unterlassen darum zu bitten, wenn sie nur dächten, daß sie es durch ihr Gebeth erhalten könnten.

Nachdem er diesen Hauptpunkt festgesetzet, daß die scheinbarsten Glükkseligkeiten in diesem Leben solchen erschreklichen Folgen ausgesetzt sind, und daß kein Mensch weis, was ihm am Ende zum Guten

oder Bösen gereichen wird, so lehret er den Alcibiades, wie er bethen müsse.

Zuerst preiset er ihm, als zum Muster seiner Andacht, ein kurzes Gebeth an, welches ein griechischer Dichter zum Gebrauch seiner Freunde in folgenden Worten aufgesetzet: O Jupiter, gib uns alles, was uns gut ist; es mögen nun solche Sachen seyn, warum wir bitten, oder solche, warum wir nicht bitten, und wende von uns alles ab, was uns schädlich ist, wenn es gleich solche Sachen sind, warum wir bitten.

Zum andern, damit sein Schüler solche Dinge bitten möge, die ihm nützlich sind, so zeiget er ihm, daß es höchstnothwendig sey, sich auf die Erlernung der wahren Weisheit und die Erkenntniß desjenigen zu legen, was sein höchstes Gut ist, und sich am beßten zu der Vortreflichkeit seiner Natur schikket.

Zum dritten und letzten lehret er ihm, daß das beßte Mittel, welches er anwenden könnte, den Segen über sich zu bringen, und sein Gebeth angenehm zu machen, dieses seyn würde, daß er beständig seine Pflichten gegen Gott und gegen den Menschen beobachtete. Unter diesem Hauptstükk preiset er ihm eine Gebetsformel, deren sich die Lacedämonier bedienten, sehr an, worinn sie die Götter baten, „ihnen „alles gute zu geben, so lange sie tugendhaft wären.“ Hiebey giebt er auch eine sehr merkwürdige Nachricht von einem Orakelspruch folgendes Innhalts:

Als die Athenienser in dem Kriege mit den Lacedämoniern zu Wasser und Lande vielmals geschlagen worden: so schikten sie eine Gesandtschaft nach dem Orakel des Jupiter Hammons, und liessen fragen,

fragen, woher es käme, daß sie, welche den Göttern so viele Tempel aufrichteten, und solche mit so vielen kostbaren Gelübden ausschmükkten; sie, welche so viele Festtage angestellet, und solche mit so vieler Pracht und grossem Gepränge feyerten; kurz sie, welche so viele Hekatomben vor ihren Altären geschlachtet hätten, nicht so glükklich seyn könnten als die Lacedämonier, die in allen diesen Stükken weit weniger thäten? Das Orakel, sagt er, gab ihnen folgende Antwort darauf: Das Gebet der Lacedämonier gefällt mir besser als alle Opfer der Griechen. Wie dieses Gebet bey denjenigen, die es verrichten, die Tugend voraus setzet, und dazu weiter aufmuntert: so fährt der Weltweise ferner fort, zu zeigen, daß auch der lasterhafteste Mensch andächtig seyn könnte, wenn die Opfer jemanden gottesfürchtig zu machen vermöchten; da doch vielmehr seine Opfer von den Göttern für Bestechungen, und seine Gebethe für Gotteslästerungen angesehen würden. Bey dieser Gelegenheit führet er gleichfals zween Verse aus dem Homer an, worinn der Dichter sagt: daß der Geruch von den trojanischen Opfern durch die Winde gen Himmel geführet worden, den Göttern aber nicht angenehm gewesen wäre, weil sie keinen Gefallen an dem Priamus und seinem Volk gehabt hätten.

Der Schluß von diesem Gespräch ist sehr merkwürdig. Nachdem Sokrates den Alcibiades von dem Gebet und Opfer abgeschrekkt hatte, welches er verrichten wollte, indem er ihm die obgedachten Schwierigkeiten, diese Pflicht gehörig auszuüben, vorgestellet: so setzte er diese Worte hinzu: Wir

müssen daher so lange warten, bis wir gelernet haben, wie wir uns gegen Götter und Menschen aufführen sollen. Wenn wird aber diese Zeit kommen, saget Alcibiades, und wer ist derjenige, der uns hierin unterweisen will? Denn ich möchte doch diesen Mann gern sehen, wer er wäre. Es ist derjenige, antwortet Sokrates, welcher Sorge für dich trägt. Wie aber Minerva, nach Homers Erzehlung, den Nebel von des Diomedes Augen vertreibt, damit er die Götter und Menschen von einander recht unterscheiden könnte: so muß auch die Finsterniß, welche deine Seele umhüllet, erst vertrieben werden, ehe du fähig wirst das Gute und Böse von einander zu unterscheiden. Er mag denn, saget Alcibiades, die Finsterniß und alles andere, nach seinem Gefallen, von meinem Herzen wegschaffen, ich bin bereit alles das zu thun, was er mir vorschreibt, er mag seyn wer er will, wenn ich nur besser dadurch werde. Der übrige Theil dieses Gesprächs ist sehr dunkel. Es findet sich etwas darinn, welches uns auf die Gedanken bringen könnte, daß Sokrates sich selbst meyne, wenn er von diesem göttlichen Lehrer redet, der in die Welt kommen sollte; gestünde er nur selbst nicht, daß er in diesem Stükk eben so sehr in Zweifel und Kummer wäre, als die andern Menschen.

Einige gelehrte Männer sehen diesen Schluß als eine Weissagung von unserm Heyland an, oder meynen wenigstens, daß Sokrates, wie der Hohepriester, unwissend geprophezeyet, und auf den göttlichen Erlöser gezielet, welcher einige Zeit nach ihm in die Welt kam. Dem sey aber, wie ihm wolle, so finden wir doch, daß dieser grosse Weltweise aus dem

Licht der Vernunft erkannt, es wäre der Gütigkeit der göttlichen Natur gemäß, jemanden in die Welt zu senden, der das menschliche Geschlecht in den Pflichten der Religion unterrichtete, und besonders lehrte, wie es beten sollte.

Wer nur diesen Auszug aus Platons Gespräch vom Gebet liest, der wird, wie ich glaube, natürlicher Weise diese Betrachtung machen, daß der grosse Stifter unserer Religion so wol durch sein eignes Beyspiel, als in der Gebethsformel die er seine Jünger gelehret, nicht allein diese Vorschriften, welche das Licht der Vernunft diesem grossen Weltweisen eingegeben, unterstützet; sondern auch seine Schüler in dem ganzen Umfang dieser Pflicht so wol, als aller andern unterrichtet hat. Er weiset sie auf den wahren Gegenstand der Anbethung, und lehret sie, nach der oberwähnten dritten Regel, sich in ihrem Kämmerlein ohne allen Pracht und Schein zu ihm zu wenden, und ihn im Geist und in der Wahrheit anzubeten. Wie die Lacedämonier in ihrer Gebethsformel die Götter überhaupt anriefen, ihnen alles Gute zu geben, so lange sie tugendhaft wären: so bitten wir insbesondere, „daß uns unsre Schuld vergeben werde, wie wir unsern Schuldigern vergeben.“ Wenn wir auf die andere Regel sehen, welche Sokrates vorgeschrieben hat, nemlich daß wir dasjenige erkennen lernen sollten, was uns gut ist: so ist dieses in den Lehren des Evangelii weitläuftig erkläret worden, wo wir an verschiedenen Stellen belehret werden, diejenigen Dinge als ein Uebel anzusehen, welche in den Augen der Welt ein Gut zu seyn scheinen; und hingegen diejenigen Dinge für Güter zu achten,

welche den Menschen gemeiniglich als Güter vorkommen. Wir bitten also in der Gebethsformel, die uns vorgeschrieben worden, bloß um diejenige Glükkseligkeit, die unser höchstes Gut und die Hauptabsicht unsers Daseyns ist, wenn wir das höchste Wesen anrufen, daß sein Reich komme; wobey wir um keine andere zeitliche Glükkseligkeit weiter bekümmert sind, als um unser täglich Brod. Andrer seits bitten wir auch nur überhaupt wider die Sünde und das Böse, und überlassen es seiner Allwissenheit zu bestimmen, was würklich dergleichen ist. Wenn wir die erste von Sokrates Regeln zum Beten ansehen, worinn er die obengedachte Formel eines alten Dichters anpreist: so finden wir, daß diese Formel nicht allein diejenige Bitte in sich begreift, sondern auch weiter ausführet, die wir an das höchste Wesen thun, daß sein Wille geschehen möge; welches einerley Stärke mit dem Gebet des Meßias hat: doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe. Diese kurzgefaßte Bitte ist so wol die allerdemüthigste als die allerklügste, welche das Geschöpfe an seinen Schöpfer thun kann; weil es zum voraus setzet, daß das höchste Wesen nichts wolle als was uns gut ist; und daß es besser wisse als wir selbst, was uns gut ist.

Der

Der Auswähler.
Siebenzehentes Stükk.

An den Auswähler.

Mein Herr,

Ich bin völlig überzeugt, daß es eine von den besten Quellen großmüthiger und edler Thaten sey, wenn man von sich selbst großmüthige und edle Gedanken hat. Wer von der Würde seines Wesens nur eine niedrige Meynung heget; der wird in keinem höhern Range handeln, als den er sich in seiner eignen Hochachtung gesetzt hat. Wenn er sein Daseyn als durch ein ungewisses Ziel weniger Jahre umschränkt ansieht: so werden sich seine Absichten in eben dem engen Umfange einschliessen, welcher seinem Daseyn, wie er sich einbildet, Gränzen setzet. Wie kann er seine Gedanken zu etwas grossem und edlem erheben, wenn er einzig und allein glaubet, daß er, nach einer kurzen Rolle auf der Schaubühne dieser Welt in die Vergessenheit sinken, und sein Bewußtseyn auf ewig verlieren werde?

Daher bin ich der Meynung, daß eine so nützliche und erhabene Betrachtung, als diejenige von der Unsterblichkeit der Seelen ist, nicht zu oft kann wiederholet werden. Es findet sich auch keine bessere Uebung, die menschliche Seele vollkommener zu machen, als wenn man seine eigenen grossen Vorrechte und Vortheile fleißig überlegt. Es ist auch kein

kräftiger Mittel vorhanden, eine Ehrliebe in uns zu erwekken, welche sich über die niedrigen Gegenstände und geringen Kleinigkeiten erhebt, nach denen wir trachten, als wenn wir uns für Erben der Ewigkeit halten.

Es ist ein grosses Vergnügen, zu sehen, wie die wakkersten und weisesten Leute unter allen Völkern, und zu allen Zeiten dieses ihr Geburtsrecht mit einhelliger Stimme behauptet haben; und hernach noch zu finden, daß es durch eine ausdrükliche Offenbarung bestätiget worden. Wenn wir dabey zugleich unsre Gedanken innerlich auf uns selbst richten, so werden wir eine Art von einer geheimen Empfindung antreffen, welche mit den Beweisen unsrer Unsterblichkeit übereinstimmt.

Ihr habet, meiner Meynung nach, aus der zunehmenden Begierde der Seele zu dem Erkenntniß und zu der Erweiterung ihrer Kräfte, welche in den Schranken eines kurzen Lebens nicht erfüllet werden kann, wie es doch mit der eingeschränkteren Vollkommenheit geringerer Geschöpfe angeht, einen guten wahrscheinlichen Beweis gezogen. Mich dünkt, man könne noch eine andere wahrscheinliche Muthmassung von unsrer Begierde zum Leben selbst, und von einer Betrachtung über unsern Fortgang durch die verschiedenen Auftritte desselben hernehmen. Wir beklagen uns, wie ihr in einem von euren vorigen Blättern anmerket, über die Kürze des Lebens, und eilen doch so geschwinde über die Theile desselben hin, um nur bald zu gewissen kleinen Ruhestellen oder eingebildeten Ruhepunkten zu gelangen, welche darinn hin und wieder zerstreuet sind.

Lasset

Lasset uns nun betrachten, was uns begegnet, wenn wir zu diesen eingebildeten Ruhepunkten gelangen. Halten wir unsre Bewegung auf, und setzen wir uns vergnügt und zufrieden an der Stelle nieder, die wir erreicht haben? oder versetzen wir nicht den Gränzstein, und sehen uns neue Ruhepunkte aus, nach welchen wir mit gleicher Begierde rennen, und welche gleich aufhören, solche Ruhepunkte zu seyn, so bald wir sie nur erreichen? Es verhält sich in diesem Stükk mit uns, wie mit einem, der über die Alpen reiset, welcher sich einbilden wollte, daß der Gipfel des nächsten Berges seine Reise endigen müßte, weil er ihm keine weitere Aussicht vergönnte: allein er kömmt nicht so bald dahin, so sieht er schon neue Gründe und andere Gebirge dahinter, und setzet seine Reise dahin fort, wie zuvor.

Dieses ist so offenbar eines jeden Menschen Beschaffenheit in diesem Leben, daß sich nicht ein einziger, der nur im mindesten Achtung gegeben, findet, der nicht beobachtet hätte, daß seine Begierde zu etwas künftigem bleibt, so geschwind auch seine Zeit hinweg eilet. Diß wollte ich also dazu gebrauchen, daß ich zeigte: Weil doch die Natur, wie sich einige auszudrükken belieben, nichts vergebens thut, oder, eigentlich zu reden, weil doch der Urheber unsers Wesens keine herumschweifende Leidenschaft, keine Begierde, welche nicht ihren Gegenstand hätten, in dasselbe gepflanzt hat; so ist das Zukünftige der eigentliche Gegenstand derjenigen Leidenschaft, welche sich so beständig darnach bestrebet; und dieser Mangel der Ruhe in dem Gegenwärtigen, diese Anweisung, die wir uns selbst zu fernern Schaubühnen

des Lebens geben, dieses auf einander folgende Bestreben nach demjenigen, was erst kommen soll, scheint mir, was auch andere davon denken mögen, eine Art eines Triebes oder eine natürliche Anzeigung zu seyn, welche die Seele eines Menschen von ihrer eignen Unsterblichkeit hat.

Ich setze gleichfals voraus, daß die Unsterblichkeit der Seele durch andere Gründe hinlänglich bewiesen ist; und wenn das geschehen ist, so scheinet mir diese Begierde, welche sonst sehr ungereimt und abgeschmakt seyn würde, höchst vernünftig zu seyn, und giebt dem Schlusse noch einige Stärke. Ich erstaune aber, wenn ich betrachte, daß es gedankenfähige Geschöpfe giebt, welche alle Beweise verachten, und sich ein wunderlich Vergnügen daraus machen können, daß sie anders denken. Es ist etwas so erbärmlich Schlechtes in dem verkehrten Ehrgeiz eines Menschen, welcher auf die Zernichtigung hoffen, und ein Vergnügen haben kann, wenn er denkt, daß sein ganzer Bau einmal in Staub zerfallen, und mit der Masse unbeseelter Dinge in eins vermischt werden soll, daß es so wol unsre Verwunderung als unser Mitleiden verdienet. Das Geheimniß von dem Unglauben solcher Leute ist nicht schwer zu begreifen; und er bezieht sich in der That sonst auf nichts, als auf die verächtlichste Hofnung: sie würden nicht unsterblich seyn, weil sie es sich nicht getrauen zu seyn.

Dieses bringt mich wieder auf meine erste Betrachtung, und giebt mir Gelegenheit ferner hinzuzusetzen, daß, gleichwie edle Thaten von edlen Gedanken herrühren, so auch edle Gedanken gleichfals die

Folge von edlen Thaten sind. Doch der elende Mensch, welcher sich selbst unter den Charakter der Unsterblichkeit erniedriget, ist sehr bereitwillig, seinen Anspruch auf dieselbe fahren zu lassen, und an deren statt eine dunkle verneinende Glükkseligkeit in der Vertilgung seines Wesens zu setzen.

Der vortrefliche Schakespear hat uns eine wunderliche Abbildung von dem trostlosen Zustande einer solchen Person in ihren letzten Augenblikken in dem andern Theil König Heinrich des sechsten gegeben, wo der Cardinal Beaufort, welcher an der Ermordung des braven Herzogs Humphrey Theil gehabt haben soll, auf seinem Todbett vorgestellt wird. Nach einigen kurzen verwirrten Gesprächen, welche eine von Verbrechen beunruhigte Einbildung anzeigen, saget König Heinrich, welcher voller Mitleid neben ihm stand, eben da er starb, zu ihm:

Denkst du, Herr Cardinal, an jene Seligkeit:
So strekk die Hand empor, und zeig dein Hoffen an.
Er starb, und that es nicht.

Die Verzweiflung, welche hier angezeiget wird, da die sterbende Person kein Wort von sich giebt, und auch nichts thut, ist über alles dasjenige, was durch die stärksten Worte nur immer konnte ausgedrukkt werden.

Ich will diese Gedanken nicht weiter treiben, sondern nur noch hinzusetzen, daß weil doch die Zernichtung nicht durch einen Wunsch erhalten werden kann, es die allerniederträchtigste Sache in der Welt ist, sie zu wünschen. Was sind Ehre, Ruhm, Wohlfarth oder Macht, wenn sie mit der großmüthigen Erwartung eines Daseyns ohne Ende, und einer

Glükkseligkeit verglichen werden, die solchem Daseyn gemäß ist?

Ich will euch nicht ferner beschwerlich seyn: ich denke aber mit einer gewissen Ernsthaftigkeit, welche mir diese Gedanken beygebracht haben, einigen Dingen nach, die das Volk von euch saget, wie es von allen denen thun wird, die sich von andern unterscheiden; und ich hoffe, daß sie nicht wahr seyn werden. Ich wünsche nur, daß ihr ein eben so rechtschaffener Mensch seyn möget, als ihr ein guter Auswähler seyd. Ich bin

Mein Herr,

euer gehorsamster und ergebenster Diener

T. D.

Der

Der Auswähler.

Achtzehentes Stükk.

Die grosse Kunst und das Geheimniß des Christenthums, wenn ich mich dieser Redensart bedienen darf, bestehet darinn, daß wir unsre Handlungen nach den beßten Vorschriften anstellen, und sie also einrichten, daß wir von allen Dingen, die wir unternehmen, an jenem grossen Tage Rechenschaft geben können, da uns alle Dinge, die wir gethan haben, werden vorgeleget werden.

Um dieser Betrachtung ihren völligen Nachdrukk zu geben, so können wir unsre Handlungen so eintheilen, daß wir sie entweder als an sich selbst gute, oder böse, oder gleichgültige ansehen. Wenn wir unsre Absichten auf eben die Art eintheilen, und sie mit einer Absicht auf unsre Handlungen betrachten: so können wir die grosse Kunst, oder das Geheimniß der Religion entdekken, dessen ich hier Erwähnung gethan habe.

Eine gute Absicht mit einer guten Handlung verbunden, giebt ihr ihre gehörige Stärke und Kraft. Ist sie aber mit einer bösen Handlung vereiniget, so vergeringert sie ihre Boshaftigkeit, und hebt solche in gewissen Fällen gar auf. Kömmt sie hingegen zu einer gleichgültigen Handlung, so macht sie dieselbe zur Tugend, und so verdienstlich, als es die menschlichen Handlungen immer seyn können.

Hiernächst muß man auch den Einfluß böser Absichten in unsre Handlungen entdekken. Eine böse

böse Absicht verkehret die beßten Handlungen, und machet sie wirklich zu demjenigen, was die Kirchenväter mit einer witzigen Art von Eyfer von den Tugenden der heydnischen Welt gesagt haben, nemlich zu so viel scheinbaren Lastern. Sie zernichtet die Unschuld einer gleichgültigen Handlung, und giebt einer bösen Handlung alle mögliche Häßlichkeit und Abscheulichkeit, oder nach der nachdrükklichen Redensart der h. Schrift, sie machet die Sünde überaus sündig.

Wenn wir endlich die Natur einer gleichgültigen Absicht betrachten, so werden wir finden, daß sie die Verdienste einer guten Handlung zernichtet; die Boshaftigkeit einer bösen Handlung zwar vermindert, aber nicht aufhebt; und eine gleichgültige Handlung in ihrem natürlichen Zustande der Gleichgültigkeit läßt.

Es ist daher ein unaussprechlicher Vortheil, wenn unser Gemüth mit lauter zur Gewohnheit gewordenen guten Absichten erfüllet ist; und wir alle unsre Gedanken, Worte und Werke auf einen löblichen Endzwekk richten, es sey nun entweder auf die Ehre unsers Schöpfers, auf die Wohlfarth des menschlichen Geschlechts, oder auf das Beßte unsrer eignen Seele.

Diß ist eine Art von Sparsamkeit oder guten Wirthschaft in dem moralischen Leben, welche keine einzige einzelne Handlung wegwirft, sondern machet, daß eine jede so viel genützet wird, als sie kann. Sie vermehret die Mittel unserer Seligmachung, vergrössert die Anzahl unserer Tugenden, und vermindert die Zahl unserer Laster.

Es findet sich etwas sehr andächtiges, obgleich nicht gar zu gründliches in des Akosta Antwort, an den Herrn Limborch, welcher ihm die Menge der Gebräuche in der jüdischen Religion vorwarf, als da sind das Waschen, das Kleiden, das Essen, die Reinigung u. d. g. Die Gegenrede des Juden hierauf ist, so gut ichs mich erinnere, folgende. „In den wesentlichen Stükken des Gesetzes, saget er, sind für einen eyfrigen und würksamen Gehorsam nicht Pflichten genug. Es werden Zeit, Ort und Person erfordert, bevor man bequeme Gelegenheit hat, eine moralische Tugend ins Werk zu richten. Wir haben dahero den Umfang unserer Pflichten erweitert, und viele an sich gleichgültige Dinge zu einem Theil unsrer Religion gemacht, damit wir mehr Gelegenheit haben möchten unsere Liebe gegen Gott zu zeigen, und in allen Umständen unsers Lebens etwas zu thun, das ihm gefällt.

Der Herr von St. Evremont hat sich bemühet die abergläubischen Gebräuche der römischkatholischen Kirche mit eben dergleichen Schutzrede zu bemänteln, wenn er die verschiedenen Meynungen der Katholiken und Reformirten in den Hauptpunkten, worinn sie von einander abgehen, untersuchen will. Er saget uns, daß die ersten durch die Liebe, die andern aber durch die Furcht getrieben würden; und daß in ihren Ausübungen der Pflicht und Andacht gegen das höchste Wesen die erstern ganz besonders sorgfältig wären alles zu thun, was ihm nur irgend gefallen könnte; die andern aber alles zu unterlassen, was ihm nur etwan mißfallen möchte.

Allein dieser scheinbaren Ursache ohngeachtet, womit so wol der Jude, als der Römischkatholische seine abergläubischen Gebräuche entschuldigen will: so ist es doch gewiß, daß darinn etwas stekket, welches dem menschlichen Geschlecht höchst schädlich ist, und die Religion zernichten kann; weil die Anbefehlung überflußiger Gebräuche, solche Handlungen zu Pflichten macht, die vorher gleichgültig waren, und dadurch die Religion viel beschwerlicher und unerträglicher wird, als sie von Natur ist. Sie verleitet manchen in Unterlassungssünden, deren er sonst nicht schuldig seyn könnte, und heftet die Gemüther des gemeinen Volks an Schatten und nicht wesentliche Punkte, an statt daß sie sich an die wichtigere und nachdrükklichere Stükke des Gesetzes halten sollten.

Dieser eyfrige und thätige Gehorsam findet dennoch in dem Hauptpunkt, den wir angepriesen haben, Platz. Denn wenn wir, an statt daß wir uns selbst gleichgültige Handlungen als Pflichten vorschreiben, eine gute Absicht zu allen unsern gleichgültigen Handlungen anwenden: so machen wir unser ganzes Leben zu einer beständigen Ausübung des Gehorsams. Wir kehren unsre Vergnügungen und Zeitvertreibe zu unserm ewigen Vortheil, und gefallen dem, dem wir zu gefallen erschaffen worden, in allen Umständen und vorfallenden Begebenheiten unsers Lebens.

Diese vortrefliche Gemüthsverfassung, diese heilige Dienstfertigkeit, wenn ich es so nennen darf, wird uns in dem nicht gemeinen Geboth von dem Apostel anbefohlen, worinn er uns ermahnet, die Ehre unsers Schöpfers in unsern allergleichgültigsten Hand-

lungen, wir mögen essen oder trinken, oder sonst etwas anders thun, vor Augen zu haben.

Ein Mensch also, der mit einer solchen zur Gewohnheit gewordenen guten Absicht, als wovon ich hier geredet, angefüllet ist, tritt in keinen einzigen Umstand des Lebens, ohne zu betrachten, ob er dem höchsten Urheber seines Wesens gefällig, mit den Regeln der Vernunft übereinstimmig, der menschlichen Natur oder dem besondern Stande, in welchen ihn die Vorsicht gesetzt hat, gemäß sey. Er lebt in einer beständigen Empfindung der göttlichen Gegenwart. Er betrachtet sich in dem ganzen Lauf seines Lebens, als vor den Augen und unter der Aufsicht dieses Wesens, welches heimlich bey allen seinen Bewegungen und Gedanken ist, welches weis, wenn er sitzt oder steht, geht oder liegt, um ihn ist, und auf alle seine Wege sieht. Mit einem Wort, er erinnert sich, daß das Auge seines Richters allezeit auf ihn gerichtet ist, und er erwegt bey einer jeden Handlung, ob er auch etwas thue, was von demjenigen befohlen oder verboten ist, welcher hernach dasselbe entweder strafen oder belohnen wird. Dieß war die Eigenschaft des heiligen Mannes im alten Testamente, von welchem in der schönen Redensart der Schrift gesagt wird: er habe vor Gott gewandelt.

Wenn ich ein moralisches Blatt schreiben will, so betrachte ich überhaupt, wie man die besondere Tugend, welche ich abhandle, durch Lehrsätze und Beyspiele der alten Heyden anpreisen könne, um vermittelst dessen diejenigen, welche ihre Pflichten besser einsehen können, und daher auch stärker verbunden sind, sie in einem bessern Lebenswandel zu

beobachten, wenns möglich wäre, zu beschämen. Ausser dem sind viele unter uns unvernünftiger Weise weit geneigter, einem heydnischen Weltweisen, als einem kristlichen Schriftsteller Gehör zu geben.

Ich will daher ein Beyspiel von dieser vortreflichen Gemüthsverfassung aus einer Rede des Sokrates geben, welche vom Erasmus angeführet wird. Dieser grosse Weltweise, welcher sich an dem Tage seiner Hinrichtung, kurz vorher eh ihm der Gifttrank gebracht ward, mit seinen Freunden von der Unsterblichkeit der Seelen unterredete, bediente sich dieser Worte: Ich weis nicht, ob Gott meine Handlungen billigen wird oder nicht: davon bin ich aber versichert, daß ich mich zu allen Zeiten bestrebet habe ihm zu gefallen; und ich habe gute Hofnung, daß ihm dieses mein Bestreben angenehm seyn werde. Wir finden in den Worten dieses grossen Mannes die zur Gewohnheit gewordene gute Absicht, welche ich hier einprägen will, und nach welcher dieser vortrefliche Weltweise stets gehandelt hat. Ich will bloß hinzu thun, daß Erasmus, der kein abergläubischer Katholik war, von dieser Stelle des Sokrates so gerühret ward, daß er sich kaum enthalten konnte, ihn für einen Heiligen anzusehen, und zu verehren; oder wie sich dieser sinnreiche und gelehrte Schriftsteller selbst auf eine lebhaftere Art ausgedrukt hat: Wenn ich einer solchen Rede, die von einer solchen Person ausgesprochen worden, nachdenke: so kann ich mich kaum enthalten, auszurufen: Sancte *Socrates*, ora pro nobis! Heiliger Sokrates, bitte für uns!

Der

Der Auswähler.
Neunzehentes Stükk.

Es giebt nur sehr wenige Menschen, welche nicht so ehrbegierig sind, und sich unter dem Volk oder in dem Lande, wo sie leben, vor andern hervorthun, oder sich unter denen, mit welchen sie umgehen, ein Ansehen erwerben wollen. Man findet eine gewisse Hoheit und Ehrerbietung, welche sich die geringsten und schlechtesten Menschen in dem kleinen Umfange ihrer Freunde und Bekannten zu verschaffen bemühen. Der ärmste Handwerksmann, ja ein Mensch, der vom Allmosen lebet, machet sich einen Haufen von Leuten, die ihn bewundern, und vergnügt sich an dem Vorrang, den er vor denjenigen genießt, welche gewisser massen unter ihm sind. Diese Ehrbegierde, die der menschlichen Seele eingepflanzt ist, könnte meines Bedünkens sehr glükklich angewandt werden; und wenn sie recht gelenket würde, so könnte sie eben so viel zum Vortheil eines Menschen beytragen, als sie insgemein zu seiner Unruhe und Bekümmerniß beyträgt.

Ich will daher einige Gedanken hievon entwerfen, die ich bey keinem andern Schriftsteller angetroffen habe; und sie so hersetzen, als sie mir eingefallen sind, ohne mich darum zu bekümmern, ob sie zusammenhängen, oder ordentlich vorgetragen werden.

Aller Vorzug und alle Hoheit, die ein Mensch über andere haben kann, läßt sich auf den Begrif

 von

von den Vortheilen bringen, welche, weitläuftig betrachtet, entweder Güter des Glükks, des Leibes oder der Seelen sind. Die erstern bestehen in der Geburt, dem Titel oder dem Reichthum; und sind von unserm Wesen am meisten entfernt, und so beschaffen, daß wir sie unter den dreyen Arten von Vortheilen am wenigsten unser eigen nennen können. In Absicht auf den Leib entstehen die Vortheile von der Gesundheit, der Stärke oder Schönheit, welche uns näher angehen, und mehr ein Theil von uns selbst sind, als die erstern. Die Vortheile, welche die Seele betreffen, nehmen ihren Ursprung von der Wissenschaft oder Tugend, und sind uns wesentlicher, und genauer mit uns vereiniget, als einige von den beyden andern.

Ob ein Mensch gleich weniger Ursache hat, sich wegen der Glükksgüter etwas einzubilden, als wegen der Güter des Leibes und der Seelen, so leuchten sie doch der Welt am meisten in die Augen.

Wie die Tugend die rechtmäßigste und wahre Quelle der Ehre ist: so finden wir gemeiniglich in den Titeln eine Anzeige von einigen besondern Verdiensten, welche die Menschen zu denen hohen Ehrenstellen geschikt machen sollen, die sie besitzen. Die Heiligkeit wird dem Pabst, die Majestät den Königen, die Durchlauchtigkeit oder Sanftmuth den Fürsten, die Excellenz oder Vollkommenheit den Gesandten, Generalen und Ministern, die Ehrwürdigkeit den Geistlichen beygelegt.

Bey den Stiftern grosser Familien stimmen gemeiniglich solche Ehrentitel mit den Tugenden derjenigen Personen überein, welchen sie gegeben worden.

Bey ihren Abkömmlingen aber sind sie nur gar zu oft eher die Kennzeichen der Hoheit, als des Verdienstes. Das Gepräge, so zu sagen, und die Benennung bleibt immer; der innerliche Werth aber, geht oftmals verlohren.

Das Todbett zeiget die Nichtigkeit der Titel in einem wahren Lichte. Ein armer niedergeschlagener Sünder liegt da voller Furcht und Zittern, wenn er an den Zustand gedenkt, worinn er itzt kommen soll; und wird von einem ernsthaften Beystehenden gefraget, wie sich seine Heiligkeit befinden. Ein anderer höret sich mit dem Titel Ihro Hoheit oder Excellenz nennen, welcher in eben den schlechten Umständen solcher Sterblichen liegt, welche die schlechtesten in der Natur sind. Zu solcher Zeit scheinen die Titel mehr einem Hohn und Spott gleich zu seyn, als der Ehrerbietung.

So viel ist gewiß, die Ehrentitel sind in dieser Welt nicht ordentlich eingerichtet. Die wahren Vortheile werden hindangesetzet; die Tugend wird unterdrükt, und die Laster triumphiren. Der jüngste Tag wird diese Unordnung aus einander setzen, und einem jeden eine Stelle anweisen, welche der Würde seiner Gemüthsbeschaffenheit gemäß ist. Alsdann wird der Rang ordentlich bestimmt, und der Vortritt recht eingerichtet werden.

Mich dünkt, wir sollten so ehrbegierig seyn, und, wo nicht uns in jener Welt einen Vorzug zuwege bringen, doch wenigstens in dieser unsern Posten erhalten, und allhier diejenigen, welche unter uns sind, an Tugenden übertreffen wollen, damit sie nicht in

jenem Leben, wo der Unterschied auf ewig fest gestellet wird, über uns gesetzet werden.

Die Menschen werden in der Schrift Fremdlinge und Pilger auf Erden, und das Leben wird eine Pilgrimschaft genennet. Unterschiedene so wol heydnische als kristliche Schriftverfasser haben die Welt in eben einer solchen verblümten Redensart als eine Herberge vorgestellet, welche einzig und allein bestimmet ist, uns auf dieser unsrer Reise einige Bequemlichkeiten zu verschaffen. Dahero ist es sehr ungereimt, wenn man denkt, man wolle hier ruhen, ehe man seine Reise vollendet hat, und wenn wir nicht viel mehr darauf bedacht seyn, wie man uns daselbst aufnehmen werde, als wenn wir unsre Gedanken auf die kleinen Bequemlichkeiten und Vortheile richten, deren wir einer vor dem andern auf dem Wege dahin geniessen.

Epiktet bedienet sich einer andern Art von Anspielung, welche sehr schön und ungemein geschikt ist, uns dahin zu lenken, daß wir mit demjenigen Stande zufrieden sind, in welchen uns die Vorsehung gesetzet hat. Wir sind hier, saget er, als auf einer Schaubühne, wo ein jeder seine bestimmte Rolle hat. Die größte Pflicht, welche einem Menschen obliegt, ist, seine Rolle vollkommen zu spielen. Wir mögen zwar wohl sagen, daß sich unsre Rolle nicht recht für uns schikket, und daß wir eine andere besser spielen könnten: allein das ist unser Werk nicht, saget der Weltweise. Alles was uns dabey zukömmt, ist, daß wir uns in der Rolle, die uns gegeben ist, vortreflich erweisen. Wenn wir uns nicht recht dazu schikken: so lieget der Fehler nicht an uns, sondern an demjenigen,

nigen, der die Parthien ausgetheilet hat, und welcher das ganze Schauspiel anordnet.

Die Person, welche von diesem Weltweisen selbst vorgestellet wurde, war, von gar keiner Wichtigkeit: denn er lebte und starb als ein Sklave. Der Bewegungsgrund, mit seinem Zustande zufrieden zu seyn, erhält von der oberwähnten Betrachtung eine grosse Kraft, wenn wir uns erinnern, daß die Parthien in der andern Welt von neuem ausgetheilet werden: und daß die Menschen daselbst nach dem, wie sie einander an Tugenden übertroffen, und in den verschiedenen Stellen des Lebens, die dazu gehörigen Pflichten beobachtet haben, in verschiedene Stuffen der Hoheit und des Vorzugs werden gesetzet werden.

Man findet viele schöne Stellen in dem kleinen apokryphischen Buche, das Buch der Weisheit genannt, welche die Eitelkeit der Ehre und der andern zeitlichen Glükkseligkeiten entdekken, die in so grossem Ansehen unter den Menschen sind, und welche auch diejenigen trösten, die solche nicht besitzen. Es stellet uns in sehr feurigen und edlen Ausdrükken diese Erhebung eines rechtschaffenen Mannes in der andern Welt, und die grosse Erstaunung vor, welche sie bey denjenigen hervorbringen wird, die seine Obern in dieser Welt gewesen sind. „Alsdann wird der Gerechte mit grosser Freudigkeit wider diejenigen stehen, die ihn geängstet und seine Arbeit verworfen haben. Wann dieselben denn solches sehen, so werden sie vor solcher Seligkeit, derer sie sich nicht versehen hätten, grausam erschrekken, und werden mit Reue unter einander reden, und vor Angst des Geistes seufzen:

Das ist der, welchen wir etwan für einen Spott und für ein höhnisch Beyspiel hatten. Wir Narren hielten sein Leben für unsinnig, und sein Ende für eine Schande. Wie ist er nun unter die Kinder Gottes gezählet, und wie ist sein Erbe unter den Heiligen?

Wenn meine Leser eine Beschreibung von einem Leben haben wollen, welches in Eitelkeit und unter den Schatten der Pracht und Grösse zugebracht worden: so können sie solche an eben dem Orte sehr fein entworfen sehen. Wir würden zu gleicher Zeit, wie es doch bey der gegenwärtigen Beschaffenheit der Dinge nothwendig ist, daß in der Welt Ordnung und Unterschied erhalten werden muß, glükkselig seyn: wenn sich diejenigen, welche die höchsten Stellen darinn inne haben, bemühen wollten andere an Tugenden eben so sehr zu übertreffen, als am Range; und wenn sie, durch ihre Leutseligkeit und Gefälligkeit, denjenigen, die unter ihnen sind, ihren Obertrang leicht und angenehm machten: und wenn hingegen diejenigen, welche geringere Stellen des Lebens bekleiden, betrachten wollten, wie sie ihren Zustand nach dem Tode verbessern, und durch eine rechtmäßige Unterthänigkeit in einem schuldigen Gehorsam gegen ihre Obern sich bey denjenigen Segensgütern glükkselig machen wollten, wodurch die Vorsehung sie von andern zu unterscheiden, für bequem gehalten hat.

Der

Der Auswähler.

Zwanzigstes Stükk.

Wenn wir uns ein wenig umsehen, und den grossen Haufen der Menschen betrachten, und uns bemühen, die Triebfedern der Handlungen bey jedem insonderheit zu erforschen: so ist es wahrscheinlich, daß die Ehrbegierde durch das ganze Geschlecht herrschet, und daß ein jeder, nachdem die Munterkeit seiner Leibeskräfte es zuläßt, mehr oder weniger dadurch getrieben wird. Es ist in der That nichts seltenes, daß man Leute antrift, welche durch den natürlichen Trieb ihrer Neigungen und ohne alle Lehren der Weltweisheit, nicht nach dem Gipfel der Macht und Grösse streben; die ihr Herz niemals an ein zahlreiches Gefolge von Clienten und Untergebenen, oder sonst an einen schmeichelnden Vorzug der Hoheit hängen; die mit dem Nothwendigen zufrieden sind, und ihre Ruhe nicht stören mögen, um sich einen Ueberfluß zu erwerben. Daraus aber kann man noch nicht schliessen, daß ein solcher Mann nicht ehrliebend ist. Seine Begierden mögen sich wol ein ander Ziel erwählet, und ihn gelenket haben nach andern Dingen zu streben: der Bewegungsgrund aber kann noch immer derselbe seyn, und der Mensch kann in diesem Fall noch eben so wol durch die Begierde, sich von andern zu unterscheiden, getrieben werden.

Ob gleich das blosse Bewußtseyn rechtschaffener Handlungen, ohne Absicht auf den Beyfall des Pöbels, einem edeln Gemüth schon eine reiche Vergeltung

tung

tung ist: so ist doch zweifelsfrey die Begierde sich zu unterscheiden, unsrer Natur als ein Nebentrieb eingepflanzet worden, uns selbst mit einer tugendhaften Vortreflichkeit hervorzuthun.

Es ist wahr, dieser Neigung geht es wie allen andern, sie wird oft zu üblen und unedlen Absichten gemisbrauchet: so daß wir sehr viel herrliche und thörichte Handlungen des gemeinen Lebens aus eben demselben angebohrnen Triebe, nemlich, aus der Begierde in die Augen zu fallen, herleiten können. Denn nachdem dieselbe durch Erziehung, Wissenschaft und Umgang auf verschiedene Weise ausgearbeitet worden, so wird sie auch allerhand Wirkungen thun, nachdem sie in einem rechtschaffenen Herzen oder in einem verderbten Gemüth angetroffen wird. Sie wird sich in großmüthigen Thaten, oder in eigennütziger Verschlagenheit zeigen, nachdem sie einem guten oder schwachen Verstande zu Theil geworden ist. Ist sie angewandt worden, die Seele zu verzieren, oder nur die äusserliche Gestalt zu putzen; so macht sie den Menschen entweder in hohem Grade preiswürdig, oder auslachenswerth. Man muß also die Ehrbegierde nicht nur zu einerley Absichten einschränken: denn wie dieselben Gemüthsarten bey verschiedenen Leibesbeschaffenheiten auf ganz verschiedene Weise in den Körper würken; so bricht auch dieselbe Triebfeder der Ehre in uns bald nach diesem, bald nach jenem Gegenstand aus.

Es ist kein Zweifel, daß nicht in einem Schwarme von Klopffechtern oder Lustkämpfern, eben so viel Ehrbegierde seyn sollte, als bey einer andern feinern Bestrebung nach dem Vorzug zu finden ist. Niemand,

mand, der es vermeiden kann, wird sich wol freywillig den Schädel einschlagen lassen, wo es nicht aus Ehrbegierde geschieht. Dieß ist der heimliche Sporn, der sie antreibet; und der Vorzug, den sie über den gemeinen Haufen erlangen, thut viel mehr, als daß er nur die Wunde heilen sollte, die sie im Kampfe erhalten haben. Nach der Meynung Wallers, würde Julius Cäsar, wenn er nicht ein Herr des römischen Reichs geworden wäre, allem Ansehen nach, ein vortreflicher Klopffechter geworden seyn. Daß er die Welt besiegte, das war den Zusätzen der Kunst und Erkenntniß zuzuschreiben. Hätte er nun diese Vorzüge gleich nicht gehabt, so würden doch dieselben Funken der Ehrsucht in ihm geglimmet, und ihn angefeuret haben, sich von andern in Unternehmungen geringerer Art zu unterscheiden. Weil also keines Menschen Loos so unwandelbar in diesem Leben festgesetzt ist, daß nicht tausend Zufälle seinen Fortgang entweder befördern oder hindern können: so ist es, meines Erachtens, eine angenehme und unschuldige Betrachtung, sich einen grossen Mann von allen zufälligen Umständen entblößt vorzustellen, und ihn in seiner Einbildung zu der niedrigen Stuffe des Lebens herunter zu setzen, deren Beschaffenheit noch einen entfernten Grad der Aehnlichkeit mit derjenigen hohen Stuffe hat, darauf er steht. So kann man wahrnehmen, wie er im Kleinen alle die Gaben der Natur ausübet, die ihn zur Verwaltung eines wichtigen Amts geschikt gemacht haben, da sie durch die Erziehung zu ihrer vollen Höhe gediehen. Anderntheils aber kann man auch ein unausgearbeitetes gutes Naturell zu einem solchen Gipfel der

Grösse

Grösse erhöhen, der dem möglichen Wachsthum seiner gebesserten Fähigkeit gleich zu seyn scheinet.

Dergestalt versieht nun die Natur einen Menschen mit einer allgemeinen Ehrbegierde, und die Erziehung bestimmet selbige zu diesem oder jenem besondern Zwekk. Das Verlangen, sich zu unterscheiden ist, wie mich dünkt, an keinem Beyspiel mehr zu sehen, als an der Verschiedenheit des Aeusserlichen, und der neuen Kleidungen, dafür die modische Welt sorgen muß, um sich selbst merkwürdig zu machen. Denn jede glänzende und sonderbare Sache, entweder in der Aufführung oder im Aufzuge, hat bekannter massen ihre gute Wirkung, daß sie ins Auge fällt, und einen die damit verzierte Person nicht ohne genauere Erkundigung und Kenntniß übersehen läßt. Eben so ist es oft als eine sehr grosse Verachtung empfunden worden, wenn man diesen oder jenen aus einer Satyre oder Stachelschrift weggelassen hat, der doch eben so wol als sein Nachbar eine Stelle darinn verdienet hätte; weil es scheint, als hätte man ihn nicht für ansehnlich genug gehalten, sich um ihn zu bekümmern. Auch selbst verschiedene üppige und unordentliche Aufführungen hat man dieser eyfrigen Liebe zum Vorzuge zu danken. — Denn in der That, mancher Mensch würde nicht so ungestümt und ausschweifend seyn, wenn es nicht andere gäbe, die auf ihn sähen, und ihm darinn Beyfall gäben.

Eine sehr ungemeine und zugleich höchst ungereimte Ehrsucht, die sich jemals in der menschlichen Natur gewiesen hat, ist die, welche einen erfahrnen und alten Mann zu der Zeit betrift, wenn man von ihm vermuthen sollte, daß er am weisesten seyn würde:

und daher können ihr auch alle die vortheilhaften Umstände nicht zu statten kommen, die gewisser massen die Wallungen eines jungen Blutes entschuldigen: ich meyne, diejenige Neigung Geld zu sammlen, die von der Gemüthsart eines sorgfältigen Vaters, liebreichen Ehegatten, oder großmüthigen Freundes abgeht. Man kann zum Trost einer ehrlichen Armuth bemerken, daß diese Begierde am meisten bey denen herrschet, die sonst nur wenige gute Eigenschaften haben, sich beliebt zu machen. Dieß ist ein Unkraut eines unfruchtbaren Bodens. Die Menschlichkeit, Gutherzigkeit und die Vortheile einer guten Erziehung können sich mit dem Geiz unmöglich vertragen. Es ist was seltsames, wenn man sieht, wie plözlich diese niederträchtige Leidenschaft alle edle Gedanken und rechtschafne Ehrliebe vertilget, welche die menschliche Natur zieren. Sie macht einen Menschen, der davon eingenommen ist, zu einem närrischen und grausamen Herrn, strengen Vater, ungeselligen Ehegatten, undienstfertigen und mistrauischen Freunde. Allein zu meinem gegenwärtigen Vorhaben ist es besser, daß man den Geiz für eine ungereimte Neigung des Herzens, als für eine lasterhafte Gemüthsart ansehe. Wie man öfters Exempel einer trotzigen Demuth antrift, so strebt diese Neigung, allen übrigen zuwider, dadurch nach Beyfall, daß sie allen Schein und alles Ansehen vermeidet; und daher wird sie zuweilen auch nicht einmal den gemeinen Wohlstand des Aeusserlichen mitmachen. Ein filziger Mensch wird sich selbst arm nennen, damit man nur seine Eitelkeit durch einen Widerspruch nähren solle.

Liebe und Ehrbegierde sind die natürlichsten Leidenschaften; können aber auch zu den allerfeinsten und vernünftigsten Gemüthsbewegungen gemacht werden. Das ist gewiß, der weise Mann, der aus dem heimlichen Pfade des stillen Lebens schreitet, und nach Ehre und Ansehen strebt, wozu er von dem Glanze eines Hofes und der ungefühlten Bürde öffentlicher Aemter gelokket worden; es gelinge ihm nun in seinem Verlangen oder nicht: so gelanget er doch meistentheils nahe genug zu der gemahlten Grösse, daß er ihren Firniß gewahr wird. Alsdann ist er begierig, sich aus der Verwirrung dieses Lebens zu reissen, und den Ueberrest seiner Tage in Ruhe und Einsamkeit zuzubringen.

Also ist es für eine gemeine Klugheit eines Menschen anzusehen, daß man keinen bessern Zustand mit einem schlechtern vertausche, und denjenigen nicht verlasse, davon man weis, daß man ihn wieder mit Vergnügen ergreifen wird. Und gleichwol, wenn das menschliche Leben nicht ein wenig durch die sanften Lüftchen von Furcht und Hofnung gerüttelt wird; so ist Gefahr, daß es gar in einer unanständigen Gleichgültigkeit und Sicherheit ins Stokken gerathe. Es ist eine bekannte Geschichte vom Domitian, daß seine Begierde, nach gänzlicher Unterwerfung des Römischen Reichs, sich aufs Fliegenfangen gelenket hat. Wirksame und männliche Geister können oder mögen in der Blüthe ihrer Jahre nicht in der Ruhe bleiben. Wenn sie sich nun von einem edlen Gegenstande abwenden; so wird ihre Neigung abwärts sinken: und sie werden finden, daß sie von verächtlichen und niederträchtigen Leidenschaften

schaften getrieben werden. So geht es, wenn man die Krone eines Baumes abhauet, und nicht leiden will, daß er höher schiesse: er wird darum nicht aufhören zu grünen, aber er wird unten bis an den Boden ausschlagen.

Freylich, ein Mann, der nur mit der engen Begierde zum Eigennutz in die Welt geht, und der auf den Beyfall des eiteln Haufens lauret, kann kein festes Vergnügen am Ende seiner Reise antreffen, und ist es also werth, daß er allerley Unglükk auf seinem Wege erfahre. Aber derjenige, der von einem edlern Triebe gereget, und dessen Gemüth so erweitert ist, daß es auf die Wohlfarth des Vaterlandes seine Absicht hat; der in denjenigen Ruhm verliebt ist, der einer von den schönsten Begleitern der Tugend ist, und nach dem Zuruf nichts fraget, der nicht durch das unpartheyische Zeugniß seines eigenen Herzens unterstützet wird; der nicht über den niedrigen Stand murret, in den ihn die Vorsehung itzo gesetzet hat, aber sich doch gern durch gerechte Mittel zu einer höhern und vortheilhaftern Stuffe hinauf schwingen will: ein solcher Mann wird von einer edlen Ehrliebe erhitzet, sie ist eine tugendhafte Neigung in ihm, dadurch er wünschet und sich bemühet, daß sein Vermögen Gutes zu thun, seinem Willen gleich kommen möge.

Wer von der Natur mit grossen Gaben ausgerüstet, und in die Welt geschikket wird, der ist vermögend viel Gutes und viel Böses darinn zu thun. Es soll daher eine gute Erziehung sorgen, daß der unverderbten Jugend eine zeitige Kenntniß von Billigkeit und Ehre beygebracht werde; damit also die

Vorzüge guter Gaben nicht einen üblen Schwung bekommen, oder zu niedrigen und unanständigen Absichten verkehret werden mögen. Das Werk der Religion und Weltweisheit ist nicht so wol unsre Leidenschaften auszurotten, als sie vielmehr zu ordnen, und auf rechte und wohlgewählte Gegenstände zu lenken. Wenn diese uns nun aussindig gemacht haben, was für einen Lauf wir billig nehmen sollen: so ist es sicher, alle unsre Segel aufzuziehen. Sollten sich aber Stürme und Ungewitter des Unglüks über uns erheben, und uns nicht verstatten in den Hafen zu laufen, wohin wir dachten; so wird es doch kein geringer Trost in diesen Umständen für uns seyn, daß wir weder unsers Weges verfehlet haben, noch durch eigne Schuld ins Elend gerathen sind.

Die Religion ist also, (wenn wir sie gleich nur in so fern betrachten, als sie in den Geschäften dieses Lebens mit unterläuft) von sehr hohem Werthe, und sehr ehrwürdig; indem sie die verschiedenen Absichten fest setzet, den wider einander laufenden Nutzen sterblicher Menschen auf andre Weise einrichtet, und dadurch die Uebereinstimmung und Ordnung der grossen Gesellschaft befördert; indem sie zu Handlungen anspornet, die an sich selbst wahrhaftig ruhmwürdig, und in ihren Wirkungen der Gesellschaft vortheilhaft sind; indem sie endlich eine vernünftige Ehrliebe einflösset, die Liebe verbessert, und alle Begierden verschönert.

Der

Der Auswähler.
Ein und zwanzigstes Stükk.

Ich habe oftmals gedacht, daß, wenn man den Menschen ins Herz sehen könnte, man eben keinen so grossen Unterschied unter einem weisen Mann und einem Thoren finden würde. Man findet unendlich viel wunderliche Einbildungen, unzählige Ausschweifungen, und ein beständiges Geschleppe von Eitelkeiten bey beyden. Der Hauptunterschied ist nur, daß der erste weis, wie er seine Gedanken für den Umgang aussuchen und wählen muß, indem er einige unterdrükket, andere aber mittheilet: da hingegen der andere sie alle ohne Unterschied durch Worte ausfliegen läßt. Diese Art von Vorsichtigkeit hat dem ohngeachtet in dem besondern Umgange zwischen vertrauten Freunden keine statt. Bey solchen Gelegenheiten redet der weiseste Mann oft wie der einfältigste; denn mit einem guten Freunde reden, ist in der That nichts anders, als laut denken.

Cicero hat daher einen Lehrsatz, der von einigen alten Schriftstellern vorgebracht worden, sehr wohl aus einander gesetzet: daß man nemlich mit seinem Feinde so leben sollte, daß er wieder unser Freund werden könnte; und mit seinem Freunde so, daß, wenn er unser Feind würde, er uns nicht schaden könnte. Der erste Theil von dieser Regel, welcher unsere Aufführung gegen einen Feind betrift, ist in der That so wol sehr vernünftig, als ungemein klug; der letztere Theil derselben aber, welcher unser Betra-

gen gegen einen Freund betrift, zeuget mehr von einer Verschlagenheit als Klugheit, und würde einen Menschen von dem größten Vergnügen des Lebens abhalten, welches der freye Umgang mit einem Herzensfreunde ist. Wenn ausser diesem ein Freund zu einem Feinde, und, wie ihn Syrachs Sohn nennet, zu einem Verräther der Geheimnisse wird: so ist die Welt gerecht genug, eher die Treulosigkeit des Freundes, als die Unvorsichtigkeit derjenigen Person zu verdammen, die sich ihm vertrauet.

Die Klugheit zeiget sich nicht allein in Worten, sondern in allen Umständen unsers Thuns und Lassens; und ist gleich einem Unterbeamten der Vorsehung, der uns in den gewöhnlichen Vorfällen des Lebens leiten und führen muß.

Es giebt noch viel andre herrliche Eigenschaften in der Seele eines Menschen; es ist aber keine so nützlich als die Klugheit. Sie giebt in der That allen andern einen Werth, richtet selbige zu ihrer gehörigen Zeit und am rechten Ort ins Werk, und wendet sie zum Vortheil derjenigen Person an, welche sie besitzet. Ohne sie ist Gelehrsamkeit Schulfüchserey, und Witz Unverschämtheit, die Tugend selbst sieht der Weichlichkeit ähnlich, die besten Gemüthsgaben machen einen Menschen geschickt, fruchtbarer an Irrthümern zu seyn, und mehr zu seinem eignen Nachtheil zu handeln.

Die Klugheit machet einen Menschen nicht allein zum Herrn über seine eigne Gemüthsgaben, sondern auch über andere Menschen. Ein kluger Mann macht die Geschiklichkeiten derjenigen ausfündig, mit denen er umgeht, und weis, wie sie zu ihrem rechten

Gebrauch

Gebrauch anzuwenden sind. Wenn wir folglich auf die besondern Gesellschaften und Eintheilungen der Menschen sehen, so werden wir wahrnehmen, daß es der kluge, nicht aber der witzige, nicht der gelehrte, nicht der tapfre Mann ist, welcher den Umgang unterhält, und Mittel und Wege zum gesellschaftlichen Leben an die Hand giebt. Ein Mensch, der grosse Gemüthsgaben, aber keine Klugheit hat, ist dem Poliphem in der Fäbel ähnlich, stark und blind, mit einer ausserordentlichen Stärke begabt, die ihm aber, aus Mangel des Gesichts, zu nichts nützet.

Wenn ein Mensch gleich alle andere Vollkommenheiten hat, die Klugheit aber ihm fehlet: so wird er von keinem grossen Ansehen in der Welt seyn. Wenn er hingegen diese einzige Gabe nur vollkommen, und blos etwas weniges von den andern hat: so kann er in seinem Stande thun, was ihm beliebt.

Indem ich also die Klugheit für die nützlichste Gemüthsgabe halte, die ein Mensch besitzen kann, so sehe ich zugleich die Verschlagenheit als die Vollkommenheit kleiner, niederträchtiger und unedler Geister an. Die Klugheit stellet uns die edelsten Endzwekke vor, und wählet die gehörigsten und lobwürdigsten Mittel, solche zu erreichen: die Arglistigkeit hat blos ihren Eigennutz zur Absicht, und macht sich aus nichts ein Gewissen, was nur selbigen befördern kann. Die Klugheit hat grosse und weite Absichten, und übersieht, wie ein scharfes Auge, einen ganzen Horizont: die Verschlagenheit hat eine Art von einem kurzen Gesicht, welches die kleinsten Gegenstände entdekket, die nahe bey der Hand sind, aber nicht geschikkt ist, Dinge in der Ferne zu unterscheiden.

den. Je mehr die Klugheit entdekt wird, desto mehr Ansehen giebt sie einer Person, welche dieselbe besitzt: wenn aber die Arglistigkeit einmal offenbar wird, so verliert sie ihre Kraft, und macht, daß ein Mensch so gar diejenigen Dinge nicht ausführen kann, welche er doch würde zu Stande gebracht haben, wenn er bloß für einen aufrichtigen Mann wäre gehalten worden. Die Klugheit ist die Vollkommenheit der Vernunft, und unsere Wegweiserin in allen Pflichten des Lebens: die Verschlagenheit ist eine Art eines natürlichen Triebes, welche bloß auf unsern unmittelbaren Nutzen und unsre Wohlfarth sieht. Die Klugheit wird allein bey Männern gefunden, die eine starke Vernunft und einen guten Verstand haben: die Verschlagenheit trift man vielmals selbst bey den Thieren und bey solchen Personen an, die nicht gar zu viel von ihnen unterschieden sind. Kurz, die Verschlagenheit ist bloß ein Affe der Klugheit, und verführet nur die Einfältigen auf eben die Art, wie die Lebhaftigkeit öfters für den Witz, und Ernsthaftigkeit für Weisheit genommen wird.

Diejenige Einrichtung des Gemüths, welche einem klugen Manne angebohren ist, macht, daß er vor sich ins Künftige hinaus siehet, und so wol betrachtet, wie sein Zustand nach einigen hundert tausend Jahren seyn werde, als wie er itzt gegenwärtig ist. Er weis, daß das Elend oder die Glükkseligkeit, welche für ihn in einer andern Welt aufbehalten werden, dadurch nichts von ihrer Würklichkeit verliehren, daß sie in einer so grossen Entfernung von ihm stehen. Die Gegenstände kommen ihm nicht klein vor, weil sie so weit von ihm weg sind. Er betrachtet,

tet, daß diejenigen Vergnügungen und Qualen, welche in der Ewigkeit verborgen liegen, sich ihm alle Augenblikke nähern; und daß sie ihm mit ihrem völligen Nachdrukk und Maaß eben so gegenwärtig seyn werden, als diejenigen Plagen und Vergnügungen, die er diesen Augenblikk fühlet. Derowegen ist er sorgfältig bedacht, sich desjenigen zu versichern, welches die eigentliche Glükkseligkeit seines Wesens, und die letzte Absicht seines Daseyns ist. Er richtet seine Gedanken auf das Ende einer jeden Handlung, und betrachtet so wol die entferntesten als die unmittelbarsten Wirkungen derselben. Er übergeht alle kleine ihm anscheinende Gewinnste und Vortheile, die sich ihm hier von selbst darbiethen, wenn er findet, daß sie nicht bey seinen Absichten auf ein künftiges Leben bestehen können. Mit einem Wort, seine Hofnung ist voll von Unsterblichkeit; seine Entwürfe sind weit aussehend und rühmlich, und seine Aufführung ist einem Manne gemäß, der seinen wahren Nutzen kennet, und weis, wie er demselben durch gehörige Mittel nachjagen soll.

Ich habe in dieser Untersuchung von der Klugheit, solche als eine Vollkommenheit, und auch als eine Tugend betrachtet, und habe sie daher nach ihrer völligen Grösse beschrieben; nicht allein so, wie sie sich bey weltlichen Geschäften finden lässet, sondern so, wie sie unser ganzes Daseyn betrift; nicht blos, wie sie einem sterblichen Geschöpfe statt eines Wegweisers dient, sondern wie sie überhaupt die Führerin eines vernünftigen Wesens ist. Auf diese Art ist die Klugheit von dem weisen Mann vorgestellet worden, der ihrer zuweilen unter dem Nahmen

der Klugheit, zuweilen der Weisheit erwehnet. Sie ist auch gewiß, so wie ich sie hier zuletzt beschrieben habe, die größte Weisheit; zugleich aber stehet es auch in eines jeden Gewalt, sie zu erlangen. Ihre Vortheile sind unendlich, und ihre Erlangung ist leicht; oder mit den Worten des apokryphischen Schriftstellers zu reden, den ich in meinem vorigen Blatt angeführet habe: Die Weisheit ist schön und unvergänglich, und läßt sich von denen gern sehen, die sie lieb haben, und läßt sich von denen finden, die sie suchen: ja sie begegnet und giebt sich denen selbst zu erkennen, die sie gern haben. Wer sie gern bald hätte, bedarf nicht viel Mühe; er findet sie vor seiner Thür auf ihn warten: denn nach ihr trachten, das ist die rechte Klugheit, und wer wakker ist nach ihr, der darf nicht lange sorgen. Denn sie gehet umher, und suchet wer ihrer werth ist, und erscheint ihm gern unterwegens, und hat Acht auf ihn, daß sie ihm begegne.

Der Auswähler.

Zwey und zwanzigstes Stükk.

Die menschliche Natur scheint ein sehr häßlicher aber auch ein sehr schöner Anblikk zu seyn, nachdem man sie in diesem oder in jenem Lichte betrachtet. Sehen wir von Leidenschaften entflammte, oder mit bösen Absichten schwanger gehende Menschen, die einander mit offenbarer Gewalt die Hälse brechen, oder durch heimliche Verrätherеyen einander nachstellen; bemerken wir, wie niederträchtige und gemeine Absichten durch schändliche und unehrbare Mittel befördert werden; werden wir endlich Menschen gewahr, die in die Gesellschaft gleichsam nur zum Untergang derselben gemischt sind: so schämen wir uns unsers eigenen Geschlechts, und sind mit unserm Wesen sehr übel zufrieden. Allein, wenn wir sie auf einer andern Seite voll Sanftmuth, Gutherzigkeit und Wohlthätigkeit; voll großmüthiger Absichten auf das gemeine Wohl; mitleidig gegen fremdes Ungemach, und geneigt erblikken eines jeden Mangel abzuhelfen: so kann man sich kaum einbilden, daß diese mit den vorigen Geschöpfen von einer Art seyn sollten. Auf diese letztere Art betrachtet, scheint ein Mensch des andern Gott zu seyn, indem er das edelste Vermögen, nemlich wohl zu thun, ausübet: und die größte Schmeicheley, die man jemals unserm Geschlecht hat machen können, ist die, daß man diese Gemüthsart die Menschlichkeit genennt hat.

Wir können ja nichts anders als ein aufsteigendes Vergnügen in unsern Seelen empfinden, wenn wir eine großmüthige That hören oder sehen; so gar wenn wir nicht den geringsten Antheil daran haben. Ich kann davon kein bequemeres Beyspiel an die Hand geben, als durch einen Brief aus dem Plinius, worinn er einen Freund auf die artigste Manier an jemand empfielt: und mich dünkt, es würde ein grosses Vergnügen seyn, wenn man den Erfolg dieses Schreibens wüßte, obgleich beyde Theile, die solches angegangen, bereits so viele hundert Jahre im Grabe gelegen.

An den Maximus,

Was ich einem von Deinen Freunden mit Vergnügen erweisen würde, daß kann ich, meines Erachtens, itzo für einen von den meinigen mit Zuversicht begehren. Arrianus Maturius ist der alleransehnlichste Mann in seiner Landschaft. Wenn ich ihn so nenne, so rede ich nicht von seinem Vermögen, ob dieses gleich auch ansehnlich ist, sondern von seiner Redlichkeit, Gerechtigkeit, Ernsthaftigkeit und Klugheit. Seine Erinnerungen sind mir in Geschäften, und seine Urtheile in der Gelehrsamkeit nützlich. Seine Treue, Aufrichtigkeit, und sein guter Verstand sind sehr groß: ausser dem aber liebt er mich so wie du thust; denn was bessers weis ich nicht zu sagen, um eine heisse Zuneigung auszudrükken. Er hat nichts hochmüthiges an sich; und ob er gleich zu der höchsten Stuffe des Adels gelangen könnte, so hält er sich doch in einem geringern Stande. Gleichwol halte ich mich verbunden ihm zu dienen und ihn

zu befördern; und wollte daher gern ein Mittel erfinden, seiner Ehre einen Zusatz zu schaffen, ohne daß er davon etwas hoffet oder weis; ja wenn er es gleich abschlagen sollte. Kurz, ich wollte gern etwas für ihn, das Ehre brächte, und doch nicht beschwerlich wäre: und ich bitte dich, ihm die erste Stelle von der Art zu verschaffen; wodurch du dir nicht allein mich, sondern auch ihn selbst verbindlich machen wirst. Denn ob er gleich nicht darum anhält, so weis ich doch, daß er so erkenntlich gegen deine Gunstbezeigung seyn wird, als wenn er dich darum gebeten hätte. Lebe wohl!

Der Auswähler.

Drey und zwanzigstes Stükk.

Als ich die Briefe durchsah, die ich neulich von meinen Correspondenten erhalten, so traf ich den folgenden darunter an, der mit so vieler Artigkeit geschrieben ist, daß ich mich sehr daran habe vergnügen müssen, und nicht zweifele, daß er meinen Lesern eben so angenehm seyn werde.

Mein Herr,

Da Sie in öffentlichen Versammlungen kein Fremdling sind: so werden Sie vielmals die Furcht wahrgenommen haben, welche diejenigen befällt, die genöthiget sind ihre Geschiklichkeit vor derselben sehen zu lassen. Diese ist eine Art von einer zierlichen Bangigkeit; und sie verdienet daher schon einige Anmerkungen in Dero Blättern. Mancher tapfre Mann, der im Felde seinen Feind in die Flucht geschlagen, ist in der äussersten Verwirrung gewesen, wenn er daheim vor einer Menge seiner Freunde hat reden sollen. Man sollte denken, es stekkte eine gewisse Bezauberung in den Augen einer grossen Versammlung des Volkes, wenn sie alle zusammen eine Person stark ansehen. Ich habe einen neuen Schauspieler in einer Tragedie davon so gefesselt gesehen, daß er kaum reden oder sich bewegen konnte; und habe vermuthet, er würde drey Aufzüge eher sterben, als ihm der Dolch oder Giftbecher gebracht wurde.

Es

Es würde nicht unrecht seyn, wenn ein solcher Mensch zuerst als ein Geist oder als eine Bildseule aufgeführet würde, bis er wieder Herz bekäme, und eine lebendige Person vorstellen könnte.

Wie diese plözliche Bestürzung, da man ganz ausser sich selbst ist, ein Mistrauen anzeiget, welches eben nicht misfällt: so zeigt sie zugleich die gröste Ehrerbietung an, die man gegen seine Zuhörer haben kann. Sie ist eine Art von einer stummen Beredsamkeit, welche besser zu ihrem Vortheil redet, als es Worte thun können; und wir finden, daß ihre Großmuth von Natur erreget wird, diejenigen zu ertragen, welche in so vieler Verwirrung sind, sie zu unterhalten. Ich habe mich an dem neulichen Beyspiel von dieser Art in dem leztern Concert ungemein vergnügt, da man eine junge Sängerin aufmunterte, deren ausserordentliche Bestürzung bey ihren ersten Auftritt sie eben so beliebt machte, als ihre angenehme Stimme und gute Vorstellung. Eine blosse Blödigkeit ohne Verdienst ist albern, und Verdienst ohne Bescheidenheit unverschämt. Verdienste mit Bescheidenheit aber haben einen doppelten Anspruch auf eine gütige Aufnahme, und treffen gemeiniglich eben so viel Gönner als Zuschauer an. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Es ist unmöglich, daß sich eine Person, welche gar zu sehr der Bescheidenheit oder der Schamhaftigkeit unterworfen ist, zu ihrem Vortheil in einer Versammlung zeigen könne, sie mag nun entweder singen oder reden sollen. Ich erinnere mich, daß, als ich mit einem von meinen Freunden von der Stärke der Aussprache redete, uns unser Gespräch

auf

auf die Erzählung der verschiedenen Werkzeuge der Sprache leitete, die ein Redner in ihrer Vollkommenheit haben müßte, als die Zunge, die Zähne, die Lippen, die Nase, der Gaum und die Luftröhre. Hierauf sagte mein Freund: ihr habt das vornehmste und eigentlichste Werkzeug von dem allen ausgelassen, und das ist die Stirn.

Allein, ungeachtet eine übermäßige Schamhaftigkeit die Zunge bindet, und sie zu ihrem Dienst untüchtig macht: so wird doch ein gehöriges Maaß davon zu einem Redner so nöthig erfordert, daß die Lehrer der Redekunst solche ihren Schülern als ein besonderes Stükk in ihrer Kunst angepriesen haben. Cicero saget uns, daß ihm der Redner nicht gefiele, der nicht bey dem Anfang seiner Rede ein wenig in Verwirrung zu seyn schiene, und er gesteht, daß er selbst sich niemals ohne Furcht und Bestürzung in eine Rede einlasse. Es ist diß in der That eine Hochachtung, die man einer grossen Versammlung schuldig ist, und unterläßt selten eine Gewogenheit gegen den Redner bey den Zuhörern zu erwekken. Mein Correspondent hat angemerket, daß die tapfersten Männer oftmals bey dieser Gelegenheit furchtsam zu seyn geschienen haben; wie wir denn in der That anmerken können, daß gemeiniglich keine Creatur unverschämter ist, als eine feige Memme. Eine verwegene Zunge und ein schwacher Arm, waren die Eigenschaften des Drances beym Virgil; wie Homer, um so wol einen furchtsamen als frechen Menschen auszudrükken, sich einer Art von Spitzfindigkeit bedienet, welche in seinen Schriften sehr selten angetroffen wird, und von ihm saget, er habe Augen

gen von einem Hunde, und das Herz von einem Hirsch.

Eine gehörige und vernünftige Schamhaftigkeit macht nicht allein die Beredsamkeit beliebt, sondern zieret auch alle grosse Gemüthsgaben, die der Mensch besitzen kann. Sie erhöhet alle Tugenden, welche sie begleitet, gleich dem Schatten in den Gemählden, welcher alle Figuren erhebt, und die Farben schöner macht, ob sie gleich nicht so glänzend sind, als sie ohne denselben seyn würden.

Die Schamhaftigkeit ist nicht allein eine Zierde, sondern auch eine Wache der Tugend. Sie ist eine Art von einem lebhaften und zärtlichen Gefühle in der Seele, welche sie nöthiget, sich von allen dem zurükk zu ziehen, und zu entfernen, was Gefahr bey sich führet. Sie ist eine so auserlesene Empfindung, daß sie die Seele so gleich vor allem demjenigen warnet, was nur irgend einigermassen gefährlich zu seyn scheint.

Wenn die Schamhaftigkeit einen so grossen Einfluß in unsre Handlungen hat, und in vielen Fällen der Tugend zu einer unüberwindlichen Schutzwehr dienet: was kann die guten Sitten alsdann wol mehr zernichten, als die Artigkeit, welche unter dem gedankenlosen Theile des menschlichen Geschlechts herrscht, und das Anständigste und Tugendhafteste in unserer Aufführung für abgekommen hält; welche die Unverschämtheit als eine gute Erziehung anpreist, und einen Menschen allezeit in einer gleichen Gesichtsstellung erhält, nicht weil er unschuldig, sondern weil er schamlos ist.

Seneka hielt die Schamhaftigkeit für eine so grosse Abhaltung von Lastern, daß er uns deren Ausübung ingeheim vorschreibt, und uns ermahnet, sie bey eingebildeten Gelegenheiten in uns zu erwekken, wenn uns keine wirkliche vorkommen. Denn diß ist der Verstand von seinem Lehrsatz, daß, wenn wir für uns allein, und in der größten Einsamkeit sind, wir uns doch einbilden sollen: Cato stehe vor uns, und sehe alles, was wir thun. Kurz, wenn man die Schamhaftigkeit aus der Welt verbannet: so nimmt sie die Hälfte von den Tugenden mit sich hinweg, die in der Welt sind.

Nach diesen Betrachtungen von der Schamhaftigkeit, in so weit sie eine Tugend ist, muß ich noch anmerken, daß es eine tadelhafte Schamhaftigkeit giebt, welche mit Recht verdienet, lächerlich gemacht zu werden, und welche solche Personen sehr oft an sich blikken lassen, die sich wegen einer wohlgezogenen Dreistigkeit am meisten einbilden. Dieses geschiehet, wenn sich ein Mensch schämet, nach seiner Vernunft zu handeln, und lieber, ich weis nicht was, darum geben wollte, als daß er in der Ausübung derjenigen Pflichten ertappt würde, um derentwillen er doch in die Welt geschikt worden. Mancher unverschämte Freygeist würde sich schämen in einem ernsthaften Gespräch ergriffen zu werden, und würde kaum seine Augen aufschlagen können, wenn er von ohngefähr einen gottesfürchtigen Gedanken vorgebracht hätte. Der Wohlstand in der Aufführung, aller äusserliche Schein der Tugend und Abscheu vor den Lastern, werden von dieser Gattung schamhafter Leute sorgfältig vermieden,

als

als Dinge, die ihr aufgewekktes Wesen verringern, und sie unfehlbar in Unehre bringen würden. Dieses ist eine solche Armuth des Geistes, eine so verächtliche Zaghaftigkeit, ein so unartiger niederträchtiger Zustand der Seele, daß man denken sollte, die menschliche Natur wäre dazu unfähig, wenn man nicht häufige Beyspiele davon in dem gemeinen Umgange anträfe.

Man findet noch eine andere Art von tadelhafter Schamhaftigkeit, wenn sich nemlich ein Mensch seiner Person, seiner Geburt, seines Standes, seiner Armuth oder anderer dergleichen unglükklichen Umstände schämet, denen zuvor zu kommen nicht in seiner Wahl gestanden, und welche zu verbessern nicht in seiner Macht steht. Wenn ein Mensch wegen eines von den vorerwähnten Umständen lächerlich zu seyn scheint: so wird er noch lächerlicher, wenn er sich deßwegen schämt. Sie sollten ihm vielmehr Anlaß geben, einen edlen Geist zu zeigen, und diese Unvollkommenheiten, die nicht in seiner Gewalt sind, mit solchen Vollkommenheiten zu bemänteln; oder, um mich einer sinnreichen Anspielung eines vortreflichen Schriftstellers zu bedienen, er sollte dem Cäsar nachahmen, welcher, weil sein Kopf kahl war, diesen Mangel mit Lorbern bedekkte.

Der Auswähler.

Vier und zwanzigstes Stükk.

Ich erinnere mich nicht, daß ich eine Abhandlung gelesen hätte, welche ausdrüklich von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tugend gehandelt, ohne daß man sie als eine Pflicht und als ein Mittel betrachtet hätte, uns so wol itzo als nach diesem Leben glükkselig zu machen. Ich habe daher dieses Blatt zu einem Versuch von dieser Materie bestimmet, worinn ich die Tugend nicht weiter betrachten will, als in so weit sie an sich liebenswürdig ist; wenn ich erstlich vorhergesetzt habe, daß ich das Wort Tugend in dem allgemeinen Verstande nehme, den ihm die Sittenlehrer geben; und daß auch dasjenige mit darunter begriffen wird, was die Gottesgelehrten mit dem Nahmen Religion, und Weltleute mit dem Nahmen Ehre belegen.

Die Heucheley selbst erweist der Religion viel Ehre, oder besser, sie läßt ihr Gerechtigkeit wiederfahren, und gesteht heimlich, daß sie der menschlichen Natur zur Zierde diente. Der Heuchler würde sich nicht so viel Mühe geben, den Schein der Tugend anzunehmen: wenn er nicht wüßte, daß dieses das eigentlichste und kräftigste Mittel wäre, die Liebe und Hochachtung der Menschen zu gewinnen.

Wir lernen vom Hierokles, daß es eine gemeine Sage unter den Heyden gewesen; ein Weiser hasse niemand, er liebe aber nur die Tugendhaften.

Cicero

Cicero hat vortrefliche Gedanken, worinnen er immer höher steigt, um zu zeigen, wie liebenswürdig die Tugend ist. Wir lieben einen tugendhaften Mann, sagt er, der in dem entferntesten Theile der Welt lebt, ob wir gleich ganz und gar nichts von seiner Tugend zu gewarten haben, und nicht den geringsten Nutzen von ihr erhalten können; ja einer, der schon vor langen Zeiten gestorben ist, erwekket in unsern Gemüthern eine geheime Liebe und Gewogenheit gegen sich, wenn wir seine Geschichte lesen. Und was noch mehr ist, wir halten einen hoch, der ein Feind unsers Vaterlandes gewesen, wofern nur seine Kriege nach der Gerechtigkeit und Leutseligkeit eingerichtet worden: wie z. E. die Kriege des Pyrrhus, dessen Cicero bey dieser Gelegenheit erwähnet, und den er dem Hannibal entgegen stellet: So ist die natürliche Schönheit und Liebenswürdigkeit der Tugend beschaffen.

Die stoische Lehre, welche die Pedanterie von der Tugend war, schreibt alle gute Eigenschaften, von was für einer Art sie auch seyn mögen, dem tugendhaften Manne zu. Diesemnach trieb Cato, vermöge des Charakters, den uns Cicero von ihm hinterlassen hat, die Sache so weit, daß er niemand für schön erkennen wollte, als einen tugendhaften Mann. Dieses sieht in der That mehr einem wunderlichen philosophischen Einfall, als der wahren Meynung eines weisen Mannes gleich: indeß behauptete doch Cato dieses mit allem Ernste. Kurz, die Stoiker meynten, sie könnten die Vortreflichkeit der Tugend nicht hinlänglich genug vorstellen, wenn sie nicht alle mögliche Vollkommenheiten unter die-

sen Begrif faßten: und deswegen setzten sie nicht allein zum voraus, daß sie an sich selbst durchdringend schön sey; sondern behaupteten auch, daß sie den ganzen Körper liebenswürdig machte, und alle Arten der Häßlichkeiten von dem Menschen verjagte, bey dem sie wohnte.

Man beobachtet gemeiniglich, daß diejenigen, welche aller Empfindung der Gütigkeit am mindsten ergeben sind, geschikt sind zu wünschen, daß solche, die mit ihnen in Verwandtschaft stehen, von einer andern Gemüthsneigung seyn möchten; und man kann leicht wahrnehmen, daß niemand mehr von den Reizungen der Tugend an dem schönen Geschlecht gerührt wird, als diejenigen, die durch ihre grosse Bewunderung desselben zu einer Begierde verleitet werden, es zu verführen.

Eine tugendhafte Seele in einem schönen Körper ist in der That ein feines Gemählde in einem vortreflichen Licht: und dahero ist es kein Wunder, daß sie das schöne Geschlecht ganz voll Liebreizungen macht.

Wie die Tugend überhaupt von einem liebenswürdigen und angenehmen Wesen ist; so giebt es doch besondre Arten derselben, die liebenswürdiger sind als die andern: und diß sind diejenigen, die uns bewegen den Menschen gutes zu thun. Mässigkeit und Enthaltung, Glaube und Andacht sind an sich selbst vielleicht eben so lobenswürdig als irgend einige andere Tugenden. Allein diejenigen, die einen Menschen dem Volk gefällig und beliebt machen, sind Gerechtigkeit, Mildthätigkeit, Freygebigkeit, und kurz alle die guten Eigenschaften, die uns

gegen

gegen einander gutthätig machen. Dieser Ursache wegen ist oft ein verschwenderischer Mensch, der weiter nichts an sich hat, das ihn beliebt machen kann, als eine falsche Großmuth, oftmals beliebter und geehrter als eine Person von der tugendhaftesten Gemüthsart, der es an diesem Stükke fehlet.

Die zwo größten Zierden der Tugend, welche sie in dem vortheilhaftesten Lichte zeigen, und sie überall liebenswürdig machen, sind ein aufgeräumtes Wesen und die Gutherzigkeit. Diese gehen gemeiniglich mit einander, weil ein Mensch andern nicht angenehm seyn kann, der in sich selbst nicht ruhig ist. Beyde werden bey einer tugendhaften Seele höchstnöthig erfordert, um die Schwermuth von denen vielen ernsthaften Gedanken zurükk zu halten, mit denen es umgeht, und seinen natürlichen Haß gegen die Laster zu hindern, daß er nicht zu einer mürrischen Strenge und verdrießlichen Tadelsucht werde.

Wenn die Tugend von so liebenswürdiger Natur ist; was können wir denn von denen halten, die sie mit einem gehäßigen und übelwollenden Auge ansehen, oder zugeben können, daß ihr Abscheu vor einer Parthey alle Verdienste derjenigen Person austilge, welche ihr zugethan ist? Ein Mensch muß so wol entsetzlich dumm als lieblos seyn, welcher glaubet, daß sich nur auf seiner Seite Tugend findet, und daß niemand so ehrlich als er ist, der mit ihm in politischen oder auch Religionssätzen nicht einerley Meynung heget. Die Menschen können in besondern Dingen einander entgegen seyn, sie müssen aber nicht ihren Haß auf solche Eigenschaften bringen, die an sich selbst von liebenswürdiger Natur sind,

und mit den streitigen Punkten nichts zu thun haben. Tugendhafte Leute, wenn sie gleich verschiedene Absichten haben, müssen doch dafür halten, daß sie näher mit einander vereiniget sind, als mit dem lasterhaften Theil des menschlichen Geschlechts, der sich mit ihnen in einerley bürgerliche Absichten eingelassen hat. Wir sollten gegen einen rechtschaffenen Mann, der noch lebend unser Gegner ist, eben die Liebe haben, die wir von Natur, wie Cicero in der vorerwähnten Stelle sagt, gegen einen verstorbenen Feind tragen. Kurz, wir sollten die Tugend auch an einem Feinde hochschätzen, und das Laster auch an einem Freunde verabscheuen.

Ich ziele hiemit auf die grausamen Aufführungen, womit Leute von allen Partheyen denjenigen zu begegnen pflegen, die nicht mit ihnen in ein Horn blasen. Wie viel Personen von ungezweifelter Redlichkeit und exemplarischer Tugend werden nicht an jeder Seite angeschwärzet und verleumdet? wie viele rechtschaffene Männer werden nicht der öffentlichen übeln Nachrede und dem Verweise ausgesetzet? Diejenigen also, welche entweder die Werkzeuge oder Anstifter solcher höllischen Handlungen sind, müßten als Personen angesehen werden, die sich der Religion zu Beförderung ihrer Sache; und nicht ihrer Sache zur Beförderung der Religion bedienen.

Der Auswähler.

Fünf und zwanzigstes Stükk.

Niemand verdienet in der Hochachtung bey den Menschen vor andern einen Vorrang zu haben, der sich nicht bestrebt diesen Vorzug zum Beßten des ganzen Geschlechts anzuwenden; und welcher in allen Gelegenheiten, die seinem Stande nur vorkommen können, nicht ein gewisses unverstelltes Vergnügen empfindet, wenn er auf eine oder die andere Art Gutes thun kann. Diejenigen, deren grosse Gaben und hohe Geburt sie in einen erhabnen Lebensstand gesetzt haben, sind unumgänglich verpflichtet, gewisse edle Neigungen zum Dienst der Welt an sich blikken zu lassen, sonst wird ihr Vorzug zu einem Unglükk, dagegen die Dunkelheit und das eingezogene Leben viel schätzbarer zu seyn scheinen. Wenn sich in einer Person Neigungen und Gelegenheiten selbige auszuüben, zugleich antreffen, so erblikket man zuweilen sehr erhabene Beyspiele der Tugend, die unsre Einbildungskraft dergestalt verblenden, daß wir alles dasjenige, was wir in einem niedern Stande zu thun vermögen, nur mit Verachtung ansehen. Allein diese Art zu denken ist falsch, und führet eine Art des romanenhaften Aberwitzes bey sich, daß man sich einbilden soll, ein Mensch müßte erst ehrgeizig werden, oder auf Abentheuer ausgehen, ehe er zu grossen Thaten fähig seyn könne. Es steht in eines jeden Menschen Macht, der nur nicht ganz arm ist, nicht nur edle, sondern recht heroische Thaten zu thun. Der festeste Grund

Grund der bürgerlichen Tugend ist die Selbstverleugnung; und ein jeder, dem es nicht an den nothwendigen Lebensmitteln fehlet, hat Gelegenheit, diese edle Tugend auszuüben, und zur Bequemlichkeit und der Wohlfarth anderer Leute so viel beyzutragen als es ihm möglich ist. Derjenige nun, welcher in solchen Vorfällen dieses Lebens mehr thut, als andere Leute gemeiniglich ausüben, der verdient von seinen Freunden eben so hoch geschätzt zu werden, als ob er Unternehmungen vollführt hätte, die gemeiniglich mit der höchsten Ehre verknüpft sind. Leute, die für das gemeine Wohl sorgen, sind vielmehr den Umständen als ihrer Tugend nach, von einander unterschieden; und welcher in einem niedern Stande so viel thut als ihm möglich ist, ist viel mehr ein Held, als der, welcher in dem höchsten eine einzige würdige That unterläßt, die er hätte ausüben können. Es ist noch nicht viele Jahre, daß Lapirius, zum Schaden seines älteren Bruders, durch ein Vermächtniß seines Vaters zu einem grossen Vermögen kam, weil sich der älteste Sohn in seiner Lebensart so garstig bezeigte. Scham und Reue trieben den enterbten Jüngling zu einer Besserung seines Lebens: so daß er wegen seiner guten Eigenschaften so bekannt wurde, als er vorhin wegen seiner Laster gewesen. Lapirius, der seines Bruders Bekehrung merkte, schikte ihm den Neujahrstag des Morgens folgendes Schreiben.

Werthester Bruder,

Hier übersende ich euch diejenigen Schriften, worinn mir mein Vater dieses Haus und Landgut

geschenkt hat. Hätte er bis anitzt gelebt; so würde er es nicht auf diese Weise vergeben haben. Er entzog es demjenigen, der ihr vormals gewesen, und ich stelle es dem wieder zu, der ihr itzo seyd, und bin

Mein Herr

euer treuergebner Bruder

P. T.

So wie erhabne Geister zum Beßten andrer Menschen die Ausführung gefährlicher Thaten übernehmen, und zu gleicher Zeit ihrer Ehrsucht ein Genügen thun: so versagen sich auch edle Gemüther im gemeinen Leben manchen Vortheil, um eine großmüthige Zuneigung zu befriedigen, die sie gegen ihre von Unglükk und Trübsalen unterdrükkten Freunde tragen. Solche Gemüther möchte man wol die Vorrathskammern der Vorsehung nennen, die durch einen besondern himmlischen Einfluß angetrieben worden, die gewöhnlichen Ergetzungen der Glükkseligkeit zu verdunkeln; ein Herz, das von der Betrübniß bedrükket wird, zu trösten, einem fallenden Geschlecht aufzuhelfen, eine gewisse Handlung in ihrer Nachbarschaft zu erhalten, dem Arbeitsamen was zu thun geben, das Antheil einer hülflosen Wäyse zu bewahren, und das Haupt eines traurenden Vaters aufzurichten. Leute, deren Herz ganz und gar am Vergnügen hänget, oder nur auf den Gewinn sieht, die bekümmern sich um die edlen Begebenheiten nicht, welche unter fleißigen und leutseligen Menschen vorfallen. Es wird selbigen auch nicht viel anders als ein bürgerlicher Roman vorkommen, wenn man

ihnen die Geschichte des großmüthigen Kaufmanns erzehlen sollte, welcher unlängst folgendes Schreiben an einen sehr grossen Handelsmann ergehen ließ, der in Gefahr stand, auszutreten, und durch dessen Fall noch viel hundert andre wären hingerissen worden. Allein da mich dünkt, daß in diesem Schreiben mehr Witz und wahrhafte Artigkeit herrschet, als ich in irgend einem Schreiben Strephons an Phillis, gelesen: so will ich es in seiner ehrlichen kaufmännischen Schreibart, darinn es abgefaßt worden, hersetzen:

Mein Herr,

Ich habe von den Zufällen Nachricht, die euch seit einiger Zeit in eine so grosse Noth setzen, und da ich weiß, daß ihr ein sehr ehrlicher, arbeitsamer und gotteszfürchtiger Mann seyd, so bin ich entschlossen, euch beyzustehen. Seyd gutes Muths! der Ueberbringer bringt euch 10000 Cronen, und hat Befehl von mir, euch auf meine Rechnung noch einmal so viel zu bringen. Ich schreibe dieses in Eile, aus Furcht, ich möchte mit meiner Hülfe zu späte kommen: allein ihr möget euch mit mir zusammen auf 100000 Cronen rechnen: denn ich will mit allen Freuden die Gefahr laufen, so viel ärmer zu seyn, als ich itzo bin, um einen ehrlichen Mann zu retten, den ich liebe. Ich bin

euer Freund und Diener

W. S.

Mich dünkt, ich habe irgendwo im Montagne gelesen, daß er eines Geschlechtbuchs erwähnet, darinn

inn alles wäre aufgezeichnet worden, was von Vater auf Sohn sich sonderbares darinn zugetragen. Wäre dieses in denen Häusern auch üblich, die obgemeldte Geschichte betrift, so sollte es den Grössesten von Europa sehr schwer werden, das Beyspiel einer Wohlthat aufzubringen, die gehöriger angewandt, oder auf eine anständigere Art erzeigt worden ist. Ich erinnere mich, daß ein gewisser Stiftsmann einmal eine Geschichte seines Stiftes erzählte, allwo es vor diesem gebräuchlich gewesen, zu einer gewissen Jahreszeit einen König zu wählen, und ihm auf Kosten der Gesellschaft eine gewisse Summe Geldes zu seinen Ausgaben zu bewilligen. Einer von unsern Königen, sagte mein Freund, trieb seine königliche Neigungen etwas zu weit, so daß man eine geschlossene Zahl setzte, die auf seine Schatzkammer ein Auge haben mußte. Unter andern geschah es, daß seine Majestät einmal im Kloster spatzieren giengen, und hörten, daß ein armer Mensch zu einem andern sagte: eine solche kleine Summe würde mich zum glükkseligsten Menschen von der Welt machen. Der König unterkundigte sich, aus einer königlichen Mildigkeit, unter der Hand nach seinen Umständen, und da er fand, daß die Barmherzigkeit bey ihm wohl angewendet wäre; so schikte er ihm das Geld. Als nun die Commißion die Rechnungen durchsah, so unterschrieb man dieselbe mit einem grossen Beyfall, und ohne fernere Untersuchung, so bald man folgende Stelle las:

	Rthlr.	Gr.	Pf.
Einen Menschen glükklich zu machen	— 50	—	—

Der

Der Auswähler.

Sechs und zwanzigstes Stükk.

Wenn ich die falschen Einbildungen erwege, welche bey den meisten Menschen in der Welt im Schwange gehen, so bekümmert mich keine von allen so sehr, als eine gewisse Leichtsinnigkeit der Gedanken, die viele Frauenspersonen von Stande zum Schaden ihres Charakters und einem gewissen Unglükke ihres Lebens bey sich selbst ernähren. Der erste von den folgenden Briefen wird diese Fehler am beßten vorstellig machen, auf welche ich hier ziele, so wie die Antwort darauf die Gemüthsbeschaffenheit des entgegengesetzten Charakters zeigen wird.

Liebste Henriette!

Wofern du noch dieselbe bist: aber ach! wie gefallen, wie verändert und umgekehrt bist du nicht! wie sehr hast du doch nicht alles dasjenige verlohren, was aufgewekt und angenehm ist! Verheyrathet seyn ist, wie ich sehe, lebendig begraben seyn. Denn ich kann mirs nicht vorstellen, daß es abscheulicher seyn sollte in ein Grab verscharrt zu werden, und mit den Schatten seiner Vorfahren umzugehen, als es seyn muß, wenn man auf einen alten Meyerhof aufs Land geführt wird, und an die Gesellschaft eines verständigen Ehemannes und eines häßlichen Kammermädchens gebunden ist. Zur Abwechselung setze ich, daß du noch zuweilen mit der Frau Pfarrin im kame-

lottenen

lottenen Rokke umgehen kannst, die dich schon bisher, wie ich überzeugt bin, mit allerley Aufsätzen, wie man Salben und Magentropfen machen, herzstärkende Wasser brennen, und Pflaster umschlagen soll, versorgt haben wird.

Glükkselige Einsamkeit! Ich wünsche dir Glükk, mein Liebstes, zu deinem beliebten einsamen Leben, von welchem du mich gewiß wirst überreden wollen, daß es sehr angenehm, und von demjenigen, was ich hier beschrieben, weit entfernet sey. Allein, mein Kind, ich fürchte fast, daß dein Gehirn mit Liebes- und Heldengeschichten ein wenig verwirrt seyn müsse: was? nach einem sechsmonathlichen Ehestande schwatzest du noch von Liebe, und mahlest die Veränderungen des Landlebens so angenehm ab? Das ist ja ausschweifend! Sollte man doch denken, du lebtest gleich den Waldgottheiten; oder schwärmtest in den Spatziergängen des Paradieses herum, wie unsre erste Eltern. Aber ich bitte dich, verlaß diese Grillen: komm in die Stadt, und lebe wie andere Sterbliche thun. Da ich nun für deinen guten Nahmen sehr besorgt bin; so möchte ich dir gern eine kleine Lehre geben, wie du als eine verheyrathete Frau zum erstenmal wieder in der Stadt erscheinen sollst. Es mag vielleicht ein wenig verwegen von mir seyn, daß ich eine Matrone unterrichten will: allein mir ist so sehr bange, du werdest mit der albernen Figur einer zärtlich liebenden Gattin erscheinen; daß ich nicht unterlassen kann dich zu warnen, daß du ja an keinem öffentlichen Orte mit deinem Mann zugleich dich sehen lassest. Wo ihr euch einmal untersteht, mit einander promeniren zu fahren, so seyd ihr auf ewig verlohren.

lohren. Auch auf der Assemblee oder in der Oper, müßt ihr euch im mindesten nicht an einander kehren. Sonst wird man euch als ein verliebtes und unter dem Ehstandsjoche recht glükklich verbundenes Paar, auslachen. Ich will dir das Beyspiel einer uns bekannten Person zur Nachfolge anpreisen. Ein ungezwungeners und recht nach der Mode lebendes Weibchen ist nicht zu finden! man hat sie fast noch gar nicht mit ihrem Mann an einem Ort gesehen, und treffen sie ja einander an, so solltest du sie für ein paar ganz unbekannte Leute halten. Man hat sie noch niemals seinen Nahmen in seiner Abwesenheit nennen hören, und sie nimmt sich sehr in acht, daß niemals in einem Gespräche, darinn sie mit verwikkelt ist, die Rede von ihm sey. Ich hoffe, du wirst diese Dame zum Muster nehmen; ungeachtet ich doch zweifle, ob du nicht so einfältig seyn, und die Porcia, die Sabina und andre römische Weiber für viel schönere Exempel halten wirst. O! daß es dir doch ja niemals in den Sinn kommen möge, diesen Geschöpfen des Alterthums so sehr nachzuahmen, daß du so wol in der Tracht als in den Gebehrden einer römischen Matrone öffentlich aufgezogen kommen solltest! An der Frau von Modelieb ihrem Theetische bist du schon das einzige Gespräche. Sie spricht, sie hat dich allezeit für ein verständig Frauenzimmer und für geschikt gehalten, ein Hauswesen mit ungemeinem Verstande zu regieren. Sie kanns vor Ungeduld fast nicht erleben, zu sehen, was für ernsthafte und gezwungene Minen der Ehestand dir verursachet hat. Das aber, sagt sie, könne sie dir nimmermehr vergeben, daß du einen so galanten

Mann,

Mann, als Bellamour gewesen, durch deine Wahl in einen recht verständigen Ehemann verwandelt hast. Das sey dir nicht zu verzeihen! Du siehst wol, mein Liebstes! wir beneiden allerseits deine Glükkseligkeit, und niemand mehr als

Deine

demüthige Dienerin

Lydia.

Madame,

Seyd nur über meiner Ankunft in die Stadt ausser allen Sorgen! Ich werde an keinem öffentlichen Orte erscheinen, und meine Besuche nirgends abstatten, wo der Charakter eines bescheidenen Frauenzimmers lächerlich ist. Was euren wilden Scherz über den Nahmen einer Matrone, den ihr mir beylegt, betrift; so ist es alles lauter Heucheley. Ihr und alle die artigen Weiberchen von eurer Bekanntschaft zeiget euch doch aus keiner andern Ursache, als daß ihr irgend einen wakkern Mann einnehmen, und ihm eure Reizungen und Güter übergeben wollet. Dieß Bekenntniß führet nichts unanständiges bey sich: der Vorsatz ist bescheiden und löblich, und alle eure Verstellungen können ihn doch nicht verstekken.

Ich bin verheirathet, und bemühe mich um nichts mehr, als daß ich dem Manne gefalle, den ich liebe. Er ist der Endzwekk alles meines Bestrebens. Kleide ich mich an; so ists für ihm: Lese ich ein Gedicht oder ein Trauerspiel; so geschiehts damit ich mich selbst geschikt mache, mit ihm ein Gespräch nach seinem Geschmakk zu führen. Auch bey meinen Andachten ist er bereits mein Endzwekk: die Hälfte

meiner

meiner Gebete thue ich für seine Wohlfarth. Ich rede gern von ihm, und höre niemals ohne Vergnügen und Gemüthsbewegung seinen Nahmen nennen.

Ich bin eure Freundin, und wünsche euer Glükk: allein es ist mir leid, daß ich aus eurem Schreiben ersehe, daß es eine gewisse Gattung von Weibern giebt, die an öffentlichen Orten alles zum Gespött haben, was mäßig, wohlanständig und vernünftig ist. Matronen und Priester, das sind Personen, die nur kleinen Geistern, die weder Witz noch Verstand haben, zum Gespräch dienen müssen. Ich bekenne es euch übrigens, daß ich von unsers Pfarrers Frau alles dasjenige gelernet habe, womit ihr mich verspottet. Sie ist eine verständige, sinnreiche, angenehme und gottesfürchtige Frau; ja ich wünschte, daß sie euch und die Frau von Modelieb in der Zucht haben möchte; sie würde, so bald ihr euch zu frey aufführen solltet, euch so reizend machen, als ihr je gewesen seyd; und euch so erröthen lehren, als ob ihr niemals artige Damen gewesen wäret. Der Pfarrer ist so gütig, daß er meinen Mann zuweilen besucht, und sein angenehmer Umgang hat diesem viele angenehme und vernünftige Stunden vertreiben helfen, auch wenn ich nicht dabey gewesen bin, und er meinen theuren Herrn nur mit seinen eigenen Gedanken unterhalten hat. Diese Sachen, Madame, werden mir ein langwieriges Vergnügen machen; wenn die sogenannten artigen Damen, und die Narren, bey denen sie so artig geworden sind, ohne alle Hofnung zur Besserung lächerlich seyn, ja bis ins Alter lächerlich bleiben werden. Ich bin

eure ganz ergebne Dienerin

Maria Daheim.

Der Auswähler.
Sieben und zwanzigstes Stükk.

Wenn man die Seele von ihren Leidenschaften abgesondert betrachtet: so ist sie von einer trägen und ruhigen Natur, langsam in ihren Entschlüssen, und matt in deren Ausführung. Der Nutzen der Leidenschaften also ist, sie rege zu machen, und in Bewegung zu bringen, den Verstand zu erwekken, den Willen zu zwingen, und den ganzen Menschen munterer und aufmerksamer auf die Ausführung seiner Absichten zu machen. Wie dieses der Endzwekk der Leidenschaften überhaupt ist, so ist er es bey der Ehrliebe ins besondere, welche die Seele zu solchen Handlungen treibt, die geschikt sind dem, der sie thut, Ehre und Ruhm zu verschaffen. Wenn wir aber mit unsern Betrachtungen noch höher steigen, so können wir noch mehrere Absichten entdekken, welche die Vorsehung gehabt, da sie den Menschen diese Leidenschaft eingepflanzt.

Es war für die Welt nothwendig, daß Künste mußten erfunden und verbessert, Bücher geschrieben und auf die Nachwelt gebracht, Völker erobert und gesitteter gemacht werden. Weil nun die eigentlichen und wahren Bewegungsgründe zu dergleichen grossen Handlungen einig und allein einen Einfluß in tugendhafte Gemüther würden gehabt haben: so würden nur wenige Verbesserungen in der Welt seyn, wenn nicht eine gemeine Triebfeder der Handlungen vorhanden wäre, die bey allen Menschen gleich durch

wirkte: und diese Triebfeder ist die Ehrliebe, oder die Begierde nach Ruhm, durch welche nicht zugelassen wird, daß grosse Gaben müßig, und dem gemeinen Wesen unnütz liegen; und durch welche viele lasterhafte Menschen überwältiget, und wider ihre natürliche Zueignungen zu rühmlichen und lobenswürdigen Thaten angetrieben werden. Ferner können wir anmerken, daß die geschiktesten Leute durch die Ehrliebe am meisten angefeuert, kleine und niederträchtige Geister hingegen am wenigsten dadurch getrieben werden: es mag nun entweder seyn, daß eines Menschen Kenntniß von seinen eigenen Unvollkommenheiten ihn verzweifeln läßt, daß er jemals Ruhm erlangen werde, oder daß er nicht grosse Gedanken genug hat, sich nach einem Gute umzusehen, welches sich nicht unmittelbar auf seinen Nutzen, oder auf seine Bequemlichkeit bezieht; oder auch, daß die Vorsehung bey der wirklichen Einrichtung seiner Seele, ihn keiner solchen Leidenschaft hat unterwerfen wollen, welche der Welt nichts nützen, und ihm selbst eine Marter seyn würde.

Wäre diese Begierde nach Ruhm nicht so stark, so würde die Schwierigkeit, ihn zu erlangen, und die Gefahr, ihn zu verliehren, wenn man ihn erlangt hat, hinlänglich seyn, einen Menschen von einer so eitlen Nachjagung abzuschrekken.

Wie wenig giebt es doch deren, die mit hinlänglichen Geschiklichkeiten versehen sind, ihre Handlungen der Welt zur Bewunderung anzupreisen, und sich selbst von den übrigen Menschen zu unterscheiden? Die Vorsehung macht uns größten Theils einander gleich, und beobachtet eine Art von Gleichheit in

Aus-

Austheilung ihrer Gaben gegen uns. Wenn sie uns in einem Stükk vollkommen machet, so läßt sie uns gemeiniglich in einem andern mangelhaft, und scheint viel sorgfältiger zu seyn, eher eine Person zu bewahren, daß sie in ihren Eigenschaften nicht geringe und mangelhaft sey, als eine einzige vortrefliche und ausserordentliche zu machen.

Und wie wenige giebt es doch unter denjenigen, welche von der Natur am reichlichsten begabt, und durch ihren eigenen Fleiß am vollkommensten gemacht sind, deren Tugenden durch Unwissenheit, Vorurtheil oder Neid ihrer Anschauer nicht verdunkelt würden? Einige Menschen können zwischen einer edlen und niederträchtigen Handlung keinen Unterscheid sehen; andere sind geschikt sie einem falschen Endzwekk, oder einer falschen Absicht zuzuschreiben, und noch andre stellen sie mit Fleiß anders vor, oder machen eine unrechte Auslegung davon.

Die Beobachtung aber noch weiter zu treiben, so können wir anmerken, daß diejenigen überhaupt in Erhaltung des Ruhmes am unglüklichsten sind, welche ihm am begierigsten nachjagen. Sallustius merket vom Cato an, daß je weniger Ruhm er verlanget, destomehr er erhalten habe.

Die Menschen machen sich ein boßhaft Vergnügen, unsern Neigungen zuwider zu seyn, und uns um dasjenige zu bringen, wornach sich unsre Herzen am meisten sehnen. Wenn sie daher die eyfrige Begierde nach Ruhm bey einem ehrliebenden Menschen merken, wie sich denn keine Gemüthsart mehr zeigen kann, so werden sie sparsam mit ihren Lobsprüchen, und halten damit an sich. Sie beneiden ihm das

Vergnügen des Beyfalls, und halten ihre Lobsprüche mehr für eine Höflichkeit, die sie seiner Person erweisen, als für einen Tribut, welchen sie seinen Verdiensten bezahlen Andre, welche von dieser natürlichen boßhaften Gemüthsart frey sind, werden in ihren Lobsprüchen gegen eine Person vorsichtig, die solche gar zu sehr hochachtet, damit sie ihn nicht in seiner eignen Einbildung gar zu hoch erheben, und ihn folglich gar zu weit von sich selbst entfernen.

Doch noch mehr, diese Ruhmbegierde verleitet einen ehrgeizigen Menschen natürlicher Weise zu solchen Unanständigkeiten, die eine Verkleinerung seines guten Nahmens sind. Er steht allzeit in Furcht, es möchten einige von seinen Handlungen in die Vergessenheit gerathen, es möchten seine Verdienste der Welt nicht bekannt werden, oder einigen Nachtheil von denen Berichten erhalten, welche andere davon machen. Diß bringt ihn oftmals zu eiteln ruhmsüchtigen Praliereyen von sich selbst, und verleitet ihn zu nichtigen phantastischen Erzählungen von seinen eigenen Verrichtungen. Seine Gespräche lenken sich gemeiniglich auf eine einzige Seite, und was auch der Innhalt derselben seyn mag, so gehen sie doch allezeit verdekkter Weise dahin, wie er entweder andre verleumde, oder sich selbst erhebe. Die Eitelkeit ist die natürliche Schwachheit eines ehrgeizigen Menschen, welche ihm der heimlichen Verachtung und Verspottung derjenigen aussetzet, die mit ihm umgehen, und sie zernichtet den Charakter, wodurch er sich zu erheben so vielen Fleiß anwendet. Denn obgleich seine Handlungen noch so rühmlich sind, so verliehren sie doch ihren Glanz, wenn sie von seiner eigenen

Hand

Hand weitläuftig entworfen und gezeiget werden. Und wie die Welt viel geschikter ist, Fehler zu finden, als zu loben: so wird auch das Eigenlob vermuthlich getadelt werden, wenn die grosse That, welche solches verursachet hat, vergessen ist.

Ausser diesem wird diese grosse Ruhmbegierde bey den größten Leuten als eine Niedrigkeit und Unvollkommenheit angesehen. Eine gründliche und wesentliche Hoheit der Seele, sieht mit einer großmüthigen Verachtung auf den Tadel und den Beyfall der Menge, und erhebt einen Menschen über das kleine Geräusch und über den Streit der Zungen. Daher finden wir in uns eine geheime Ehrfurcht und Hochachtung gegen eine Person, welche sich in einem ordentlichen und herrlichen Laufe der Tugend über uns beweget, ohne einige Absicht auf unsre gute oder schlechte Meynung von ihr, auf unsre Vorwürfe und Lobsprüche. Im Gegentheil sind wir gewohnt, wenn wir den grossen Ruf und Ruhm von einer That vergeringern wollen, daß wir solche der eitlen Ehre und einer Ruhmbegierde desjenigen, der sie verrichtet, zuschreiben. Es ist auch diß gemeine Urtheil und diese Meynung der Menschen nicht übel gegründet; denn es zeiget gewiß keine grosse Tapferkeit des Gemüths an, wenn es durch einen so eigennützigen Bewegungsgrund zu einer edlen Handlung angefrischt wird, und dasjenige aus Ruhmbegierde thut, wozu wir nicht durch eine uneigennützige Menschenliebe, oder durch einen großmüthigen Eifer für die Ehre desjenigen, der uns gemacht hat, konnten angereizet werden.

Der Ruhm ist also eine Sache, die sehr schwer von allen, vornehmlich aber von denjenigen erhalten wird, die darnach dürstet; weil die meisten Menschen entweder so viel Bosheit oder Vorsichtigkeit haben, daß sie der Eitelkeit eines ehrsüchtigen Menschen nicht zu Willen leben, und ihr schmeicheln; und weil dieser starke Durst nach Ruhm ihn natürlicher Weise zu solchen Unanständigkeiten verleitet, die eine Verkleinerung seines guten Nahmens sind, sie selbst aber bey den größten Männern als eine Schwachheit angesehen wird.

Hiernächst geht der Ruhm leichtlich wiederum verlohren, und ist eben so schwer zu erhalten, als er anfangs zu erlangen war. Doch ich will diß zum Innhalt eines folgenden Blattes machen.

Der Auswähler

Acht und zwanzigstes Stükk.

Es giebt mancherley Leidenschaften und Gemüthsneigungen, die uns von Natur geneigt machen, die Verdienste desjenigen zu unterdrükken und zu verkleinern, gegen den die Hochachtung anderer Menschen zunimmt. Alle diejenigen, welche bey ihrem Eintritt in die Welt, gleiche Vortheile mit ihm besassen, und ehemals als seines gleichen angesehen wurden, sind sehr geschikt, den Ruf seiner Verdienste als eine Schmach ihrer eignen Ungeschiklichkeit anzusehen: deßwegen sind sie besorgt, wie sie ihm etwa die Schändlichkeit irgend einer vergangenen Handlung vorrükken, oder den Werth seiner itzigen Thaten etwa schmälern mögen, damit sie nur ihn mit sich in einer gleichen Waage erhalten. Eben diese Betrachtung wiegelt zuweilen die Mißgunst derjenigen auf, die ehedem gar seine Vorgesetzten gewesen sind. Diese halten es gleichfals für einen Abbruch ihrer Ehre, daß ein anderer grösser werde als sie, und ihnen in dem Verfolge des Ruhms zuvor komme; deswegen bestreben sie sich seinen Ruf niederzuschlagen, damit der ihrige desto behaltener bleibe. Die ehedem seines gleichen waren, beneiden und lästern ihn, weil sie sehen, daß er ihnen anitzt überlegen ist: und die seine Obern gewesen, thun es, weil sie ihn als ihres gleichen erblikken.

Ein Mensch, dessen ausserordentlicher Ruhm ihn dergestalt der Beobachtung und den Betrachtungen aller

aller Menschen darstellet, ziehet eine grosse Anzahl von Augen auf sich, die alle seine Gaben genau untersuchen, ihn in allen seinen Wendungen aufs fleissigste bemerken, und keine geringe Freude haben, wenn sie ihn in dem ärgsten und unvortheilhaftesten Lichte ertappen können. Es giebt ihrer viele, die ein Vergnügen darinn finden, dem allgemeinen Ruf zu widersprechen, und die Schwachheiten eines erhabenen Charakters fein auszubreiten. Sie machen diese ihre boshaften Entdekkungen mit einem heimlichen Stolz kund, und haben ein Wohlgefallen an der Vortreflichkeit ihrer Urtheilskraft, die weiter geht als andrer Leute ihre, dasjenige entdekt, was die ganze Welt übersehen hatte, und an demjenigen, was alle Menschen bewundern, noch Mängel findet. Es giebt noch andere, welche die Irrthümer und Unvollkommenheiten eines grossen Mannes mit einem innerlichen Vergnügen und Wohlgefallen kund machen, wenn sie nemlich dergleichen Irrthümer und Unvollkommenheiten an sich selbst nicht bemerken: denn indem sie die Schwachheiten eines andern darstellen, so streben sie bey sich selbst nach ihrem eigenen Lobe, als die sie dergleichen Gebrechen nicht unterworfen sind; ja sie sind sehr geneigt mit einer stillen Art von Eitelkeit ausser sich selbst zu kommen, wenn sie sich in gewissem Maasse über einen hochberühmten Mann erhaben sehen. Es trift so gar oftmals zu, daß niemand bemühter ist die Mängel eines sonderlich berühmten Mannes kund zu machen, als solche, deren Charakter eben denselben Tadel verdienet: denn sie hoffen, entweder, ihre eignen Fehler mit dem Ansehen eines so grossen Beyspiels zu entschuldigen, oder

sich einen eingebildeten Beyfall darüber zuzuziehen, daß sie einer so hochbelobten Person ähnlich sind, wenn es gleich nur in den schimpflichen Stükken ihres Charakters ist. Wo aber alle diese heimliche Quellen der Verleumdung nicht zu finden sind, da geschieht es doch oftmals, daß eine eitle Aufgeblasenheit des Witzes einen Menschen anreizet, einen berühmten Nahmen anzutasten, und selbigen dem Gelächter und der Lust der Umstehenden aufzuopfern. Eine Stachelschrift oder ein ehrenrühriges Blatt über eine Privatperson, wird bey ihren Lesern niemals den Beyfall und die gute Aufnahme finden, als wenn sie auf eine Person zielet, deren Verdienste sie in einen erhabenen Stand gesetzet, und vor andern Menschen erhoben haben. Es sey nun, daß man dafür hält, es brauche mehr Kunst, einen Mann lächerlich zu machen, dessen Charakter so sehr ungeschikt dazu zu seyn scheint; oder daß uns etwa eine sich darinn mischende Art der Rache vergnügt, daß man ihn in seiner Ehre erniedriget und gedemüthigt, und denjenigen in gewissem Maaß uns gleich gemacht sieht, der sich in dem Zeugniß und den Meynungen der Leute so weit über uns empor geschwungen hat.

Wir sehen also, wie viel schändliche und listige Bewegungsgründe zur Verleumdung und Schmähsucht es giebt, und wie viel boshafte Spionen die Thaten eins grossen Mannes ausspähen, der sich auf eine so scharfsinnige Beobachtung nicht allemal gefaßt macht. Denn wir können überhaupt anmerken, daß unsre Bewunderung eines berühmten Mannes abnimmt, wenn wir ihn näher kennen lernen, und daß wir selten die Beschreibung einer belobten

Person hören, ohne zugleich ein Register gewisser merkwürdigen Schwachheiten und Unvollkommenheiten an ihr zu erfahren. Die Ursache mag diese seyn: weil ein jeder Fehltritt bey grossen Leuten eher zu merken ist, als bey andern; weil selbiger mit ihrem übrigen Charakter nicht zusammenstimmt; oder weil es einem solchen Mann unmöglich ist, zu gleicher Zeit die wichtigsten Stükke seines Lebens zu besorgen, und auch auf alle Kleinigkeiten in seiner Aufführung und in seinen Unterredungen ein wachsames Auge zu haben; oder weil, wie wir vorhin schon angemerket, eben dieselbe Gemüthsneigung, die uns zur Begierde nach Ruhm treibt, uns zugleich zu solchen Fehltritten und Unvorsichtigkeiten verleitet, die andern Personen von einem entgegengesetzten Charakter nicht vorkommen.

Indessen muß man doch auch gestehen, daß edle und siegende Verdienste oftmals dennoch durchbrechen, und alle dergleichen Flekken und Beschmitzungen ihrer Ehre austilgen. Wofern aber durch ein übel abgemessenes Bestreben nach Ruhm, oder durch irgend eine menschliche Schwachheit sich in den wichtigern Stellen des Lebens irgend ein Fehltritt einschleicht; so ist das ganze Gebäude ehrsüchtiger Vorsätze auf einmal zerstört, und über einen Haufen geworfen. Die kleinern Makel und Flekken können zwar unter so vieler Schönheit, die sie umgiebt, verschwinden und verlöschen; allein ein tiefer eingewurzelter Schandflekk beschattet alle andere Trefflichkeiten, und verfinstert den ganzen Charakter. Wie schwer ist es also nicht einen grossen Nahmen zu erhalten, wenn derjenige, der ihn erlangt hat, solchen

kleinen Schwachheiten und Unvollkommenheiten so sehr unterworfen ist, die seinen Ruhm nicht wenig schmälern, wenn sie entdekt werden: zumal wenn man sie so mühsam ausbreitet, und wenn sie durch diejenigen, die ehedem seine Vorgesetzten und Mitbrüder waren, durch diejenigen, die ihren Witz oder ihre Urtheilskraft zeigen wollen, und durch diejenigen, welche selbst dergleichen Fehltritte und Uebereilungen begehen, oder davon gänzlich frey sind, noch vergrössert werden.

Indeß, gesetzt, daß es bey andern keine solche Neigung einen berühmten Mann zu tadeln gäbe, gesetzt daß er auch selbst in seiner Aufführung nichts versähe: so wird es ihm dennoch nicht wenig Unruhe kosten, seinen Ruhm in aller Höhe und in allem Glanze zu erhalten. Er braucht allezeit eine ununterbrochene Reihe edler Thaten, wofern sein Ruf beständig blühen und leben soll: denn wo er einmal ins Stillstehen geräth, so wird er gemeiniglich welk, und verfällt. Die Bewunderung ist eine Leidenschaft, die nicht lange währet, sie fällt hin, sobald man mit ihrem Gegenstand bekannter wird, wofern sie nicht beständig durch neue Entdekkungen gespeiset, und durch eine immerwährende Folge von Wunderwerken, die sich ihren Augen darstellen, beym Leben erhalten wird. Ja die allergrößten Handlungen einer berühmten Person, sind diesem Unfall unterworfen, daß sie, sie mögen nun noch so wundernswürdig und ausserordentlich seyn, dennoch nichts mehr sind, als was man sich von ihnen vermuthen war: fallen sie hingegen nur ein wenig geringer aus, als die Vorstellung, die man sich davon machte, gewesen, so

vermindern sie den Ruhm dieser Person, ungeachtet sie ihn einer andern würden erworben haben.

Man sollte sich fast einbilden, es müßte doch in dem Besitz des Ruhms etwas überaus angenehmes stekken, daß selbiger, ungeachtet aller dieser quälenden Umstände, einen Mann zu einem so gefährlichen Verfolge anreizen kann. Betrachtet man aber hergegen die geringe Glükkseligkeit, die einen grossen Charakter umgiebt, und die Menge der Unruhen, welche die Begierde nach Ruhm in einem ehrgeizigen Gemüth erwekkt; so wird man sich noch viel mehr verwundern, wenn man so viele unruhige Geister nach der Ehre ringen sieht.

Der Ehrgeiz erregt in unsrer Seele einen heimlichen Aufruhr, er entzündet das Gemüthe, und setzt selbiges in eine ungemeine Verwirrung der Gedanken. Er trachtet dennoch nach einem eiteln eingebildeten Gute, wenn es gleich nicht fähig ist, ihn zu begnügen oder zu dämpfen. Viele andere Sachen, wonach wir trachten, können doch das Verlangen des damit verbundenen Sinnes stillen, und den Appetit auf eine Weile beruhigen: der Ruhm aber ist ein unsrer Natur so gar fremdes Gut, daß wir in unsrer Seele keine dazu bequeme Kraft, noch irgend ein Werkzeug in unserm Körper haben, selbigen zu schmekken; er ist ein Gegenstand der Begierde, und über alle Möglichkeit des Genusses erhaben. Die Ehre kann allerdings ein Gemüthe eine Zeitlang mit einer unbeständigen Art des Vergnügens erfüllen; aber mit einem solchen Vergnügen, welches einen Menschen unruhig und verdrießlich macht; und nicht so wol den gegenwärtigen Durst stillet, als vielmehr

neue

neue Begierden erwekket, und die Seele zu neuen Unternehmungen treibet. Denn wie wenig ehrgeizige Leute giebt es doch, die so viel Ruhm erlangt hätten, als sie begehrten, und deren Durst nach Ehre auch bey dem höchsten Gipfel ihres Ruhms nicht eben so heftig gewesen ist, als er vorhin war, ehe sie noch unter andern Menschen bekannt und vortreflich genennet wurden.

Ich besinne mich auf keinen einzigen Umstand in dem Charakter des Cäsars, der mir einen höhern Begrif von ihm gäbe, als ein gewisser Ausdrukk, dessen, wie Cicero erzählt, er sich oftmals gegen seine Freunde bedienet haben soll: Daß er nemlich mit dem Maaß seines Lebens und seines Ruhmes zufrieden sey. Se satis vel ad Naturam vel ad Gloriam vixisse. Es haben freylich viele ihren Verfolg der Ehre aufgegeben; allein das ist entweder daher gekommen, daß ihnen ihr Vorsatz fehl geschlagen, oder daß sie erfahren haben, wie wenig Vergnügen dabey sey; oder daß endlich ihr Alter den Eyfer erkaltet, und sie eines bessern belehret hat; sehr selten aber ist eine völlige Genüge und Zufriedenheit des gegenwärtigen Genusses daran schuld gewesen.

Doch der Ruhm ist nicht nur an sich selbst nicht sättigend, sondern die Begierde nach demselben setzet uns auch vielen zufälligen Verdrießlichkeiten aus, davon diejenigen frey sind, welche kein so sehnliches Verlangen nach selbigem tragen. Wie oft wird der Ehrgeizige nicht niedergeschlagen und gedemüthigt, wenn er daselbst keinen Ruhm erlangt, wo er sich welchen vermuthete. Ja wie oft quält ihn nicht das Lob selbst, so man ihm beylegt, wenn es etwa nicht

nicht so hoch getrieben wird, als er meynte, das es seyn sollte, welches doch selten geschieht, wofern die Schmeicheley es nicht vergrössert; indem wenig Leute von uns so viel gutes denken als wir selbst. Kann nun aber selbst das Lob einen Ehrgeizigen so sehr betrüben, wie wird er sich bey dem Schmähen und Lästern halten können? Denn dieselbe Gemüthsneigung, die ihn den Ruhm lieben lehrt, die lehrt ihn dem Schimpf hassen. Kann ihn das ausserordentliche Lob der Leute ausser sich selbst setzen, so wird ihn der Tadel eben so sehr niederschlagen. Wie geringe ist also die Glükkseligkeit eines Ehrgeizigen nicht; er giebt einem jeden eine Herrschaft über ihn, er unterwirft sich selbst den guten oder übeln Nachreden anderer Leute, und überläßt es der Gewalt einer jeden boshaften Zunge, ihn in Schwermuth zu stürzen, und seine natürliche Gemüthsruhe zu zernichten. Zumal wenn wir erwegen, daß die Welt zum Tadeln viel geneigter sey, als zum Loben, und ein solcher Mensch mehr Schwachheiten als Tugenden an sich habe.

Wir können noch ferner bemerken, daß einen solchen Menschen der Verlust der Ehre viel mehr betrüben müsse, als der Besitz derselben ihn hat vergnügen können. Denn ungeachtet die Gegenwart dieses eingebildeten Gutes uns nicht glükklich machen kann; so macht uns doch dessen Abwesenheit elend: indem wir in dem Genuß einer Sache nur denjenigen Theil des Vergnügens finden, den selbige fähig ist uns zu geben; wenn wir sie aber verlieren, so richten wir das Maaß unsers Schmerzens nicht nach ihrem wahrhaften, sondern nach demjenigen Werthe ein,

ein, den unsere Einbildungskraft und unser Vorurtheil ihr beylegte.

So geringe ist nun das Vergnügen, welches der Ruhm bey sich führet, und so groß ist die Unruhe, der er uns unterwirft. Die Ruhmbegierde erwekkt allerley verdrießliche Bewegungen im Gemüth, und dieses wird durch den Besitz der erwünschten Sache vielmehr angeflammt, als gestillt. Der Genuß derselben erwekkt nur ein mäßiges Vergnügen, ungeachtet der Verlust oder Mangel desselben sehr schmerzlich und betrübt ist; und diese geringe Glükseligkeit ist so sehr erbettelt, daß sie lediglich auf den guten Willen anderer Leute ankömmt. Wir werden nicht nur durch die Vorwürfe gemartert, die man uns macht, sondern auch das Stillschweigen der Leute verdreußt uns, wenn wir es nicht vermuthet hatten; und auch ihr Lob selbst demüthiget uns.

Der Auswähler.

Neun und zwanzigstes Stükk.

Damit ich mich in einer Sache von so grosser Weitläuftigkeit als der Ruhm ist, nicht selbst verirren möchte, so habe ich sie in einer ganz besondern Ordnung und Art abgehandelt. Zuerst habe ich die Ursachen erwogen, warum doch wol die Vorsehung unsern Gemüthern einen solchen Bewegungsgrund unsrer Handlungen eingepflanzt haben mag. Hernach habe ich aus mancherley Betrachtungen gezeiget, daß erstlich der Ruhm eine Sache sey, die schwer zu erhalten, und sehr leicht zu verliehren; zum andern, daß er den ehrgeizigen Leuten nur eine geringe Glükkseligkeit verschaffe, hergegen dieselben vielen Verdrießlichkeiten und Bekümmernissen aussetze. Nunmehro werde ich zeigen, daß uns der Ehrgeiz abhalte, denjenigen Endzwekk zu erreichen, den wir geschikt wären zu erlangen, und welcher mit einer vollkommenen Befriedigung verknüpft seyn würde. Ich darf es meinen Lesern wol nicht erst sagen, daß ich durch diß letztere diejenige Glükkseligkeit verstehe, die uns in einer andern Welt zugedacht ist, die ein jeder geschikt ist sich zu erwerben, und die eine ewige Fülle der Freude und des Vergnügens bey sich führet.

Wie sehr die Verfolgung der Ehre uns in Erlangung dieses grossen Zwekkes hinderlich sey, das mag der Leser aus folgenden drey Betrachtungen selbst ersehen. Erstlich verursacht die starke Ehrbegierde allerley lasterhafte Gewohnheiten im Gemüthe.

Zum

Zum andern, leiten viel solche Handlungen, die geschikt sind uns Ruhm zu erwerben, uns, ihrer Natur nach, nicht zur vollkommensten Glükkseligkeit. Und drittens, wenn wir gleich zugeben, daß gewisse Handlungen die eigentlichen Mittel wären, theils Ruhm zu erwerben, theils auch uns glükklich zu machen; so werden sie doch dieses letzten Endzwekks verfehlen, wenn sie aus der Begierde nach dem ersten entspringen.

Diese drey Sätze werden allen denjenigen, die in moralischen Betrachtungen geübt sind, von selbst deutlich seyn: deswegen will ich mich dabey nicht aufhalten, sondern zu einem andern Satz von eben der Art schreiten, der uns in ein Feld ungewöhnlicherer Betrachtungen führen wird.

Mich dünkt, wir können aus dem bisherigen sehr natürlich den Schluß machen, daß es die größte Thorheit sey das Lob irgend eines Wesens, ausgenommen des Schöpfers selbst, zu suchen; und diß aus folgenden zwo Ursachen: Weil kein andres Wesen von uns ein richtig Urtheil fällen, und uns nach Verdienst schätzen kann; und weil wir auch aus der Hochachtung und dem Beyfall andrer Wesen keinen sonderlichen Nutzen oder Vortheil ziehen können.

Zuerst kann also kein ander Geschöpfe von uns ein richtig Urtheil fällen, und uns nach Würden schätzen. Erschaffne Wesen sehen uns nur von aussen, und können daher nur von unsern sichtbaren Handlungen und von unsrer Aufführung urtheilen; wie ungeschikt

aber diese Merkmaale sind, uns von jemandes Vollkommenheiten einen rechten Begrif zu machen, das kann man aus vielerley Betrachtungen ersehen. Es giebt vielerley Tugenden, die ihrer eigenen Natur nach gar keiner äusserlichen Vorstellung fähig sind. Es giebt viele verschwiegene Vollkommenheiten in der Seele eines frommen Menschen, die die menschliche Natur ungemein zieren, aber nicht vermögend sind, sich andern Leuten kund zu machen; sie bleiben verborgen, sie machen kein Lärmen und Aufsehen, und sind nur für denjenigen sichtbar, der die Herzen erforschet. Was für Handlungen können wol die Reinigkeit der Gedanken ausdrükken, die einen tugendhaften Menschen verbessern und heiligen? wer sieht die stille Ruhe und Zufriedenheit der Seelen, die ihm einen völligen Genuß seiner gegenwärtigen Umstände verschaft? wer kennt das Ergetzen und Vergnügen, die er aus dem Flor und dem Glükk seiner Mitbrüder schöpfet? Diese und dergleichen Tugenden sind die verborgenen Schönheiten der Seele, die verdekten Reizungen, welche kein sterblich Auge entdekken kann, die aber die Seele vor denjenigen beliebt und theuer machen, vor dem nichts verborgen ist. Hingegen giebt es auch viele Tugenden, denen es an Gelegenheit fehlt, sich in Thaten zu zeigen und hervor zu thun. Eine jede Tugend erfordert Zeit und Ort, einen besondern Gegenstand, und einen gehörigen Zusammenlauf der Umstände, wenn sie sich recht üben soll. Der Stand der Armuth verdunkelt alle Tugenden der Freygebigkeit und Großmuth. Die Geduld und Standhaftigkeit eines Märtyrers oder Bekenners liegen in der Zeit, da das

Christenthum in Flor stehet, verborgen. Einige Tugenden zeigen sich nur in Widerwärtigkeit, andere im Glükke; einige bey Privatpersonen, andere bey denen, die in grossen Aemtern stehen. Der grosse Herrscher der Welt aber siehet jede Vollkommenheit auch in der Finsterniß, und sieht nicht nur, was wir thun, sondern auch, was wir wol thun würden. Er sieht unsre Aufführung in allen vorfallenden Geschäften, und sieht uns in allen Möglichkeiten der Handlung verwikkelt. Er erkennet den Märtyrer und Bekenner auch ohne die Probe des Feuers und der Folter, und wird dereinst manchem die Belohnung einer Handlung geben, die er niemals auszuüben Gelegenheit gehabt. Eine andere Ursache, warum die Menschen nicht richtig von uns urtheilen können, ist, weil man bey einer Handlung viele verschiedne Absichten haben, und selbige aus ganz widerwärtigen Grundsätzen entstehen kann. Unsre Handlungen sind von einer so vermischten Natur, und mit so vielen Umständen verknüpft, daß die Menschen sich verschiedene Begriffe davon machen, oder sie widrig auslegen, nachdem sie selbige mehr oder weniger erforschen, oder einige besondere Umstände mehr oder weniger bemerken; so daß ein Mensch ganz wohl durch eben dieselbe Handlung dem einen ein Heuchler und Arglistiger, und dem andern ein Heiliger und ein Held zu seyn scheinen kann. Wer also die Seele aus ihren äusserlichen Handlungen beurtheilet, der sieht sie durch ein betrügliches Glas an, welches sehr geschikt ist, ihr andre Farben zu geben, und den Gegenstand zu verkehren. Derjenige also ist der rechte Richter unsrer Vollkommenheiten, welcher nicht von

der Güte unsrer Handlungen auf die Ehrlichkeit unsers Vorsatzes muthmassen darf, sondern das, was wir gutes thun, nach der Ehrlichkeit unsers Vorsatzes abwägt.

Es ist aber auch ferner nicht möglich, daß unsre äusserliche Handlungen die Vollkommenheiten der Seele darstellen können, woraus sie entstanden. Sie sind nicht die richtigen Beweise unsrer Tugend, und können uns nur zeigen, was für Gewohnheiten die Seele habe, ohne den Grad und die Vollkommenheiten dieser Gewohnheiten darzustellen. Sie sind aufs höchste nur schwache Abbildungen unsers Vorsatzes, erdichtete und unvollkommene Copien, die uns zwar den ganzen Riß einiger massen bekannt machen, das Leben und die Schönheit aber des Originals niemals ausdrükken können. Der grosse Richter aller Welt aber kennt jede Stuffe und jeden Grad der menschlichen Besserung, bis zu dem vollkommensten Grade einer guten Gewohnheit, auch aus denen schwachen Gewohnheiten und Willensneigungen, die noch nicht einmal zu ordentlichen Vorsätzen und Entschliessungen geworden sind. Er siehet den ersten unvollkommenen Grund der Tugend in unsrer Seele, und hat in ihrem ganzen Wachsthum ein wachsames Auge über sie, bis sie alle Anmuth erreicht hat, deren sie nur fähig ist, und in aller ihrer Schönheit und Vollkommenheit erscheinet.

Wir sehen also, daß niemand als das höchste Wesen selbst, uns nach unsern Verdiensten schätzen kann, weil alle andre auf uns von unsern Handlungen

gen schliessen, die ihnen niemals einen rechten Begriff von unserm Werthe beybringen können, indem es viele Vollkommenheiten eines Menschen giebt, die unmöglich in den Handlungen erscheinen können; noch andere, die zwar ihrer Fähigkeit nach sich wol zeigen könnten, aber keine Gelegenheit dazu haben; oder die, wenn sie Gelegenheit fänden sich in Thaten zu zeigen, dennoch übel ausgelegt, und bösen Bewegungsgründen beygemessen werden könnten: oder die endlich, wenn sie ja die Bewegungsgründe, woher sie entsprungen, zu zeigen vermöchten, doch unmöglich den Grad, die Stärke und die Vollkommenheit derselben beweisen könnten.

So wie nun das höchste Wesen der einzige Richter unsrer Vollkommenheiten ist, so ist er auch der einzige und beßte Vergelter derselben. Diese Erwägung betrift unsern Nutzen, so wie die andre unsern Ehrgeiz. Und was könnte wol der ehrsüchtigste und eigennützigste Mensch mehr begehren, wenn es ihm frey stünde, sich ein Wesen zu ersinnen, dem er gefallen wollte, als daß es ein solches seyn möchte, welches auch dem geringsten Schein der Vollkommenheit in ihm entdekken könnte, und dabey so gütig wäre, daß es eine gemässe Belohnung dafür aussetzte?

Es mag daher ein jeder Ehrgeiziger seinen Hochmuth auf diese Seite lenken; er mag sich einen seiner Ehrsucht gemässen Ruhm vorsetzen; er mag erwegen, daß, wenn er nur seine Geschiklichkeit aufs beßte anwendet, diejenige Zeit kommen werde, da der höchste

Herrscher der Welt, der Richter aller Menschen, der alle Grade der Vollkommenheiten an andern siehet, und in sich selbst alle mögliche Vollkommenheiten besitzt, seinen Werth vor Engeln und Menschen kund thun, und in Gegenwart aller erschaffenen Dinge, diese allerbeßte und nachdrüklichste Lobeserhebung zu ihm sagen wird: Ey du frommer und getreuer Knecht! gehe ein zu deines Herren Freude.

Der Auswähler.

Dreyßigstes Stükk.

Mein Herr Auswähler,

Ich bin itzo in meinem fünf und sechzigsten Jahre, und da ich die meiste Zeit meines Lebens mit Vergnügungen zugebracht habe, so ist die Abnahme meiner Kräfte eine Stokkung meines Lebens. Allein, wie kömmt es, mein Herr, daß meine sinnlichen Begierden zugleich mit dem Unvermögen selbige zu stillen, anwachsen? Ich schreibe diß, gleich einem Verbrecher, um die Leute zu warnen, daß sie ja ihre Besserungen, sie seyn von welcher Art sie wollen, in der Jugend vornehmen, und nicht denken mögen, daß sie nach diesem dazu fähig seyn werden; wie denn viele die schmeichlerische Hofnung im Munde führen: wenn wir die Lüste nicht verlassen, so verlassen sie uns. Es ist gewiß ganz anders! ich bin anitzt in meiner Kleidung so eitel, und wenn ich ein schönes Weib sehe, so geschwätzig als ich in meiner Jugend war, da ich auf die Bänke der Kirchenstühle stieg, um alle Schönen auf einmal zu übersehen. Die Thorheit ist so groß bey mir, und meine Gewalt über meine Begierden, oder die Entsagung derselben ist so klein, daß ich oftmals, nur bloß um meine Gedanken zu vergnügen, mit meiner Brille auf der Nase verliebte Briefe an Schönheiten schreibe, die schon lange in ihren Gräbern ruhen. Diß thue ich, um mein Herz mit dem erdichteten Andenken des Erge-

tzens zu erhitzen, welches mir ehedem so angenehm war: allein, wie viel glükkseliger würde mein Leben anitzt nicht seyn, wenn ich mich irgend einer edlen That zum Nutzen meines Vaterlandes besinnen könnte? wenn ich dasjenige, was ich zur Schwelgerey und Eitelkeit verschwendet, zu großmüthigen und milden Sachen angewandt hätte? Ich bin bis auf diesen Tag unverheyrathet geblieben, und statt einer Anzahl junger Erben, an denen ich mich in einer ordentlicheren Lebensart vermuthlich würde haben ergetzen können, muß ich mich anitzt nur mit der Wiederholung aller Geschichte und Liebeshändel belustigen, davon mirs wol niemand glaubt, daß sie mich angegangen haben. Ich weis nicht, ob ihr schon davon geschrieben habt; allein ihr könnt niemals über eine würdigere Materie kommen, als über die Kunst alt zu werden. In einer solchen Schrift nun müßt ihr vorstellen, daß doch niemand sein Herz an vergängliche Dinge hängen soll. Die Schönheit verwelket, indem wir sie noch angaffen; der witzige Kopf wird, ehe er sichs versieht, mürrisch und wunderlich, weil es ihm an der Betrachtung fehlt, daß alles, was um ihn ist, in einem beständigen Umlauf und Wechsel steht; und so sieht er sich in der Zeit von zehn oder funfzehn Jahren mit einer neuen Anzahl Menschen umgeben, deren Sitten ihnen so natürlich sind, als ehedem seine Ergetzungen, seine Art zu denken und zu leben ihm und seinen damaligen Freunden waren. Allein das Unglükk ist, daß er mit Verachtung dieselbe Art der Irrthümer betrachtet, deren er selbst vor diesem schuldig war, und daß er denselben Unwillen darüber hegt, den sonst die

Men-

Menschen auf einander haben, wenn sie verschiedenen Meynungen zugethan sind. Diß ist mein gegenwärtiger Gemüthszustand, mein lieber Herr! Ich hasse diejenigen, die ich auslachen sollte; und beneide die, welche ich verachten sollte. Die Zeit der Jugend und eines starken männlichen Alters, welche davon gestrichen sind, haben diese Folgen nach sich gezogen. Diejenigen aber, die ihr Leben so zubringen und eintheilen als sie sollen, denen ist jedes Alter desselben gleich angenehm. Das Angedenken guter und edler Thaten allein, ist eine Nahrung, welche der Seelen eine viel bessere Linderung seyn muß, als irgend etwas, das man in dem höchsten Besitze der jugendlichen Munterkeit schmekken kann. Was mich betrift, wenn ich mich in meinen grossen Stuhl setze, und nachdenke: so sind die Einbildungen eines Kindes nicht lächerlicher, als die Umstände, die in meinem Gedächtniß aufgehäuft sind. Schöne Kleider, künstliche Tänze, Stükchen von Liedern, unterbrochene Gespräche, und nächtliche Händel, das ist dasjenige, woraus mein Gespräch mit mir selbsten bestehen muß. Ich bitte euch, laßt doch dieses drukken, damit einige Damen von meiner Bekanntschaft und meinen Jahren sich mögen bereden lassen, in dieser kalten Jahreszeit warme Kopfzeuger zu tragen; und daß mein alter Freund Jakob Liederlich, sich einen Stokk kaufen, und nicht mit einer so aufgeblasenen Mine herumkriechen möge. Zu diesem allen muß ich noch hinzusetzen, daß, wenn mir nicht noch ein einziges Vergnügen übrig bliebe, welches ich doch nur erst seit wenigen Jahren dafür halte, mir gar keine rechte Lust übrig geblieben seyn würde: aber

wenn ich den 12. December 1763. erlebe, und an meinen Gütern keinen Schaden leide; so werde ich hundert tausend Reichsthaler im Vermögen haben. Ich bin

Mein Herr,

euer ergebenster

J. U.

Mein Herr Auswähler,

Ihr werdet euch einen betrübten Liebhaber unendlich verbinden, wenn ihr in euer nächstes Stükk beyliegendes Schreiben an meine Geliebte einrükken wollet. Ihr müßt wissen, daß ich ein Mensch bin, der zum Verzweifeln kein Geschikke hat; sie hat aber eine Grille in den Kopf bekommen, auf einmal und ehe ich michs versehe, zu brechen; und hat, wie sie es selbst einer von ihren Vertrauten gestanden, ihre kaltsinnige Augenblikke. Dieses währet einen Monath oder sechs Wochen; und so, wie ihr selbige ohne alle Veranlassung zustossen, so ist es auch zu vermuthen, daß sie ihrer wieder los werden wird, ohne daß ich mich durch neue Dienstleistungen darum verdient machen darf. Allein das Leben und die Liebe verstatten dergleichen Zufälle nicht; derowegen bitte ich euch, laßt mich diese Ermahnung an sie thun:

Mademoiselle,

Ich liebe und ehre euch; deswegen bitte ich euch, sagt mir nur nicht mehr, daß ich so lange warten soll, bis der Wohlstand, die Gebräuche, und eure wunderliche Grillen zu Rathe gezogen und befriediget

sind.

sind. Wofern ihr mit der glükkseligen Gemüthsbeschaffenheit begabt seyd, daß ihr zehn Wochen lang unempfindlich seyn könnt, so sollet ihr doch auch erwegen, daß ich in dieser Zeit für Ungeduld brenne. Dem ungeachtet sprecht ihr, es sey noch Zeit genug; indessen aber werde ich, und ihr selbst dazu, alt und grau, indem wir uns dieses vorsagen. Was haltet ihr nun für vernünftiger, daß ihr einen unempfindlichen Stand mit einem glükkseligen verwechselt, und mich euch dadurch verbindet; oder daß ihr in beständigem Kummer lebt, und zwar, damit ihr ja keinen zum Danke verpflichtet? Indem ich eure Unempfindlichkeit ertrage, so thue ich nichts; wofern ihr aber meiner Leidenschaft ein Genügen thut, so werdet ihr mit einer schönen Begierde, anmuthigen Hofnung, großmüthigen Bemühung, edlen Entschliessung, und mit dem lebhaftesten Entzükken beschenken

Euren

treugehorsamsten Diener.

Der

Der Auswähler.

Ein und dreyßigstes Stükk.

Der allerangenehmste Theil des Lebens eines Menschen ist überhaupt derjenige, den er mit der Aufwartung bey seiner Geliebten zubringt, wenn nur seine Neigung aufrichtig, und die geliebte Parthey freundlich und bescheiden ist. Liebe, Verlangen, Hofnung, und alle angenehme Bewegungen der Seele entstehen in dem Verfolge.

Einem verschlagenen Menschen, der nicht verliebt ist, fällt es leichter, seine Geliebte zu überreden, er habe eine Neigung zu ihr, und in seinen Bemühungen glükklich zu seyn, als einem, der mit der größten Heftigkeit liebet. Wahre Liebe hat tausenderley Bekümmerniß, Ungeduld und Empfindungen, die einen Menschen in den Augen derjenigen Person, nach deren Gewogenheit er seufzet, gar nicht liebenswürdig machen; zu geschweigen, daß sie seine Gestalt zernichtet, ihm Furcht beybringt, ihn arm am Geist macht, und oftmals verursachet, daß er lächerlich zu seyn scheint, wenn er sich bestens zu empfehlen willens ist.

Diejenigen Heyrathen, wo man sich vorher lange um eine Person beworben hat, führen gemeiniglich die meiste Liebe und Beständigkeit bey sich. Die Leidenschaft sollte erst Wurzel schlagen, und Stärke gewinnen, ehe die Heyrath darauf gepflanzet würde. Eine lange Reihe von Hofnungen und Erwartungen, befestiget die Idee in unsern Gemüthern, und gewöh-

gewöhnet uns zu einer grossen Zärtlichkeit gegen die geliebte Person.

Es ist nichts von so grosser Wichtigkeit für uns, als daß diejenige Person gute Eigenschaften an sich habe, mit der wir uns lebenslang verbinden. Sie machen nicht nur unsern gegenwärtigen Zustand angenehm, sondern tragen auch oft viel zu unsrer ewigen Glükkseligkeit mit bey. Wenn die Wahl den Freunden überlassen wird, so sehen sie hauptsächlich auf Vermögen. Wenn die Partheyen aber für sich selbst wählen, so richten sie ihre Gedanken am meisten auf die Person. Sie haben beyde ihre Ursachen. Die ersten wollen derjenigen Parthey, deren Bestes sie sich angenommen, viele Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens verschaffen, und hoffen zugleich, daß das Wohlergehen ihres Freundes zu ihrem eignen Ansehen und Vortheil gereichen wird. Die andern wollen sich eine immerwährende Freude zubereiten. Eine redliche Person erwekket nicht allein Liebe, sondern setzet sie auch fort, und erzeuget ein geheimes Vergnügen und Wohlgefallen bey dem Anschauer, wenn die erste Hitze der Begierde gelöschet ist. Diß setzet eine Frau oder einen Mann so wol unter Freunden als Fremden in ein Ansehen, und füllet die Familie gemeiniglich mit gesunden und starken Kindern an.

Ich würde ein Frauenzimmer, welches meinen Augen angenehm, und andern nicht ungestalt vorkömmt, einer berühmten Schönheit vorziehen. Wenn ihr eine ausserordentliche Schöne heyrathet, so müßt ihr eine heftige Neigung gegen sie haben, oder ihr habt nicht alles gehörige Vergnügen von ihren Reizungen.

zungen. Und wenn ihr eine solche Neigung gegen sie habet, so wäre es ein Wunder, wenn sie nicht durch Furcht und Eyfersucht verbittert würde.

Ein gutes Naturell und eine gleiche Gemüthsart werden uns einen geselligen Gefehrten des Lebens, Tugend und gesunde Vernunft einen angenehmen Freund, Liebe und Beständigkeit eine gute Hausfrau oder einen guten Ehemann geben. Wenn wir eine Person mit allen diesen Vollkommenheiten antreffen, so finden wir dagegen wol hundert, ohne eine von diesen Vollkommenheiten. Dem ohngeachtet sieht die Welt doch mehr auf ein grosses Gefolge, einen prächtigen Aufzug, und auf alle die glänzenden Eigenschaften des Lebens. Wir wollen lieber das Volk verblenden, als unsern eignen Nutzen zu Rathe ziehen: und, wie ich schon anderwärts angemerkt habe, so ist es eine von den allerunbegreiflichsten Neigungen der menschlichen Natur, daß wir uns mehr Mühe geben bey andern ruhig und glükklich zu scheinen, als uns selbst würklich so zu machen. Unter allen Ungleichheiten macht die Ungleichheit der Gemüther die unglükklichsten Ehen; und dennoch denken wir kaum daran, wenn wir eine Heyrath schliessen. Verschiedene, die in dieser Absicht ungleich gepaaret, und bey einer Person von einer besondern Gemüthsart lebenslang misvergnügt sind, hätten mit einer Person von einer entgegen gesetzten Gemüthsart vergnügt und glükklich seyn können; ungeachtet sie beyde vielleicht gleich tugendhaft und lobenswürdig in ihrer Art sind.

Vor der Heyrath kann man die Fehler der geliebten Person nicht zu scharf erforschen, und unter-

suchen,

suchen, und nach derselben nicht zu viel übersehen, und so hingehen lassen. Wie vollkommen und schön einem die Person in einer Entfernung vorkommen mag, so wird man doch bey einer vertrauten Bekanntschaft manche Flekken und Unvollkommenheiten in ihrer Gemüthsart finden, die man niemals entdekket noch vermuthet hat. Hier müssen daher Klugheit und Gutherzigkeit ihre Kräfte zeigen. Die erste wird verhindern, daß man sich in Gedanken lange bey demjenigen aufhält, was unangenehm ist; die andre wird in uns alle Zärtlichkeit des Mitleidens und der Leutseligkeit erwekken, und diese wahre Unvollkommenheiten nach und nach in Schönheiten verwandeln.

Das Heyrathen vergrössert unser Glükk und Unglükk. Eine Heyrath aus Liebe ist angenehm, eine Heyrath aus Nutzen bequemlich, und eine Heyrath, wo sich beydes findet, glükklich. Eine glükkliche Heyrath hat alle Vergnügungen der Freundschaft, alle Ergezlichkeiten der Sinne und der Vernunft, und in der That alle Süßigkeiten des Lebens bey sich. Nichts ist ein grösseres Kennzeichen verderbter und lasterhaften Zeiten, als wenn dieser Stand des Lebens durchgängig ausgelacht wird. In der That ist er nur bey denen glükkselig, welche die Gottlosigkeiten der Zeiten mit Verachtung und Spott übersehen, und ihren ganzen Lebenswandel beständig und unverrükkt auf der Bahn der Tugend führen können.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Auswähler oder Kern aus den besten moralischen Wochenschriften neuerer Zeiten

Berlin 1764

Mor. 63 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10595748-2
VD18 14641321-001